

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 49 — Sonntag, 8. Dezember 1935

Für meine Söhne

Hehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue;
Doch, weil Wahrheit eine Perle,
Wirf sie auch nicht vor die Säue.

Blüte edelsten Gemütes
Ist die Rücksicht; doch zuzeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Gold'ne Rücksichtslosigkeiten.

Wack'rer heimatlicher Grobheit
Setze deine Stirn entgegen;
Artigen Leutseligkeiten
Gehe schweigend aus den Wegen.

Wo zum Weib du nicht die Tochter
Wagen würdest zu begehren,
Halte dich zu wert, um gastlich
In dem Hause zu verkehren.

Was du immer kannst, zu werden,
Arbeit scheue nicht und Wachen;
Aber hüte deine Seele
Vor dem Karrieremachen.

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die gold'nen Kälber,
Halte fest: du hast vom Leben
Doch am Ende nur dich selber.

Theodor Storm.

Nachtmarsch

Jungens auf Fahrt

Die Bauern hatten uns gewarnt. Inmitten der Nacht in das Moor zu gehen, das hieß den Teufel und Tod versuchen. Aber sie redeten nicht lange. Bei den Burschen aus der Stadt war jedes Wort und jeder gute Rat doch nur in den Wind geredet.

Per, Hans und ich, wir hatten es uns in den Kopf gesetzt: wir wollten bei Nacht und Nebel durch Heide und Moor wandern.

„Na, Jungens, das ist 'ne Sache, was?“, hatte Per gesagt, und wir waren von seiner Idee begeistert. Bei Tage, das war weiter keine Kunst, aber bei Nacht durchs Moor, das sollte uns erst einmal einer nachmachen.

Nach zehn Uhr in der Nacht verließen wir das Dorf. Die Bauern waren längst in ihre Bettkoben gekrochen, und nur auf dem Brucker-Hof schlug der Hund knurrend an, als wir vorbeigingen. Aber irgendwo aus dem Dunkel des Gartens rief eine halblaute Stimme den Wächter zur Ruhe. „Aha!“, sagte Per und lachte. Ein Knecht stand da mit einem Mädchen. „Per“, sagte ich, „ist noch nichts für dich“, und ehe er antworten konnte, waren wir schon vorbei und zum Dorfe hinaus.

Schweigende Nacht umgab uns. Von Osten wehte ein kühler Wind über die Heide und umströmte unsere nackten Knie wie kalte Wellen. Schwarzgraue Wolken zogen langsam am Himmel dahin; aber sie waren nicht schwer und nicht groß genug, daß sie das fahle Licht des Mondes vollends verdecken konnten. Links und rechts am Wege standen hohe alte Birken mit silbergrau blinkenden Blättern.

Keiner sprach von uns. Der Weg mit dem weichen Sand und den scharfkantigen Steinen war holperig und beschwerlich. Wir mußten aufpassen, um nicht zu stolpern. Oft waren wir diesen Weg bei Tageslicht marschiert. Jeder Stein, jede Radfurche und jede Baumwurzel waren uns vertraut. Jetzt aber, in der Nacht, da war alles fremd und neu und voller Hindernisse.

„Hm, hm!“, räusperte sich Hans.

„Sagtest du etwas?“

„Ich?, nein —.“

Nach einer halben Stunde verlor sich der Weg zu einem schmalen Pfad zwischen hohem Heidegestrüpp in das Moor. Bäume gab es hier nicht mehr; statt dessen standen in wirrem Durcheinander wie eine Armee toter Soldaten gespenstisch groteske Machangelbüsche. Der Boden waberte unter unseren Füßen. Unsere Stiefel wurden nass, und unsere Strümpfe und Hosen klebten feucht und klamm an der Haut. Ein Ziel hatten wir nicht, und es war auch unmöglich, bei der Dunkelheit eine bestimmte Richtung innezuhalten. Moorwasser blinkte schwarz wie traurige Augen rechts am Wege; faulendes Holz phosphorierte, und über den Erdenkungen lagerten scharfgeschnittene weißgraue Nebelschwaden.

Mitternacht war vorbei.

Wie einem Befehl folgend blieben wir stehen. Unsere Sinne wehrten sich dagegen, noch weiter in die Finsternis und endlose Leere hineinzuwandern.



Das mußte noch erzählt werden

Foto: W. Pfeifer

„Von wegen Gespenster und so, ist alles nur Angabe“, meinte Hans, und er versuchte spöttisch zu lachen. In Wahrheit aber war es so, daß uns das Grauen heimlich am Herzen saß. Wir standen wie Gefangene im Moor. Es gab kein Vor und kein Zurück. Der Pfad hatte sich unseren Füßen verloren. Obgleich wir allein waren, dämpften sich unsere Stimmen wie einem Zwange folgend, zu einem Flüsterton.

„Hui — i — ho-ol!“ schrie Per plötzlich, und es war, als wollte er einem drohenden Geschehen einen Fanfarenruf seiner Unsicherheit entgegen schleudern. Und noch einmal schrie er, aber weniger laut: „Hui — i — ho-ol!“ Die Finsternis verschluckte diesen Ruf, und der Schrei war wie ein dumpfer Peitschenknall ohne Schall und Klang. Es blieb uns nichts anderes übrig, wir mußten an dieser Stelle das Frühlicht des neuen Tages abwarten. Jeder Schritt weiter in das Moor hinein bedeutete Verderben. Bis zum Tagwerden aber dauerte es noch gut vier Stunden.

Wir schnallten unsere Affen ab und benutzten sie als Sitzgelegenheit. Rücken an Rücken saßen wir und starrten müde und mit großen Augen in die Dunkelheit. Kein Laut und kein Ruf entging unserem Horchen.

„Zu denken, daß hier unter uns in der Erde die Gebeine von Menschen ruhen, die vor Jahrtausenden gelebt haben“, meinte Per, und seine Worte wirkten auf unsere ohnehin überreizten Sinne auch nicht gerade beruhigend. „Mir ist, als wenn ich ersticken müßte“, flüsterte Hans.

Auch ich spürte irgendwie eine Bedrängnis, die sich nicht ab-

wehren ließ, und die in kalten Schauern wie eine klebrige Hand mir über den Rücken strich. Ich spürte, wie Hans am ganzen Leibe zitterte. War es die Kälte oder war es das Bangen vor dem Unbekannten? Per, der mit seinen siebzehn Jahren der Älteste von uns war, schien eingeschlafen zu sein. Aber seine Hände zuckten unruhig, und sie waren ineinander verkrampft. Riesengroß wuchsen die Schatten der Nacht um uns, und der Wind stöhnte und maunzte in seufzenden Klageklängen. Die Erdnässe quoll durch unsere Stiefeln, und es war, als saugte das Moor uns Glied um Glied langsam in sich ein. Was der lärmende Tag erdrückte, das enthüllte nun die Einsamkeit der Nacht: das Horchen des einen auf die Seele und die Regungen des Herzens des andern. So mochten einst in den Sappen an den Fronten die Soldaten zusammengekauert gemeinsam den Feind und Tod erwartet haben.

Der Morgen tagte, und wir gingen wieder in das Dorf zurück. Die nächtliche Beschwer war wie ein Alpdruck von uns gefallen, und lustig ging Wort und Rede und Neckerei zwischen uns hin und her. Singend kamen wir in das Dorf. Freundlich grüßten die Bauern. Gesang zu früher Morgenstunde, das erwärmt auch das Herz des grüßten Griesgramms.

„Na“, sagte Per beim Kaffee in der Wirtsstube: „Die Nacht im Moor, das war 'ne Sache mit'n Pfiff, was?“, und hungrig biß er in sein Butterbrot. Hans und ich blickten uns an. Keiner sagte ein Wort.

E. M.

Das Buch

Der Meister, der Goethe noch gekannt hatte

Von Edwin Redfob.

Zu einer Zeit, da in ganz Deutschland schon der Geist der Technik den der Klassik und Romantik überwinden hatte, war in Weimar die Erinnerung an Menschen und Geist der Klassik noch lange lebendig geblieben. Aus dieser Übergangszeit gibt Edwin Redfob in seinem Buch „Ein Jahrhundert verflucht“ (Müll. Gottl. Korn-Verlag, Breslau) eine Schilderung, von der wir anschließend eine Probe bringen.

Nach der Rückkehr in die Stadt wandert Wolfgang nachmittags zur Schloßgasse in die behagliche stille Werkstatt des Buchbindermeisters Ohwald, in der er sich bald zu Hause fühlt. Meister Ohwald hatte einen ausgeprägten Gelehrtenstolz, aus dem Holze geschnitten, aus dem zur Goethezeit die Dichter und Philosophen gemacht waren. Immer wieder stellte sich heraus, daß er die Bücher, die er zum Einbinden erhielt, genau studierte, ja oft von Anfang bis zu Ende las, ehe er an die Arbeit ging. War dann ein Buch, das ihm besonders gefallen hatte, in halbleinen bestellt worden, so konnte es wohl vorkommen, daß er es ganz feierlich zurückgab:

„Ich habe noch ein Meistchen Leber übrig gehabt — das ist richtiger für das gute Werk!“

Hatte aber ein Buch sein Mißfallen erregt, sagte er scharf: „Ich habe es nur brochiert, das genügt wohl!“

So klein seine Werkstatt war, sie konnte sich einer ehrwürdigen Geschichte rühmen: Goethe selbst hatte den Vorgänger des Meisters aus Jena nach Weimar geholt, wo ein guter Buchbinder fehlte. Und an der Wand der Werkstatt hing ihr geheiligter Besitz: der Werkzeugschrank, darin die alten Stempel aus Messing aufgereiht waren, mit denen die „besseren Einbände“ verziert wurden.

Da waren Ranken und Muschelwerk im Geschmack der Herzogin Anna-Amalia, Urnen und Sterne, wie die Zeit der Klassiker sie liebte, das Löwenwappen für die Bibliothek des Sohnes der Frau von Stein, die Barentrone der Maria Pawlowna, dazu das großherzogliche Staatswappen mit der Krone und dem Orden der Wachsamkeit oder vom weißen Falken. Sogar die Devise des Ordens konnte man entziffern: Vigilando asseruimus, durch Wachsamkeit steigen wir empor. Und von dieser Inschrift war wohl das Wort „Vigilanz“ genommen, das Meister Ohwald zur Bezeichnung von Geschick und Fügigkeit anzuwenden pflegte.

Altmodisch wie dieses Wort erschienen auch die rautenförmigen Ornamente mit Weinblatt und Efeu, die in ihrem breiten Goldglanz den Broschen und Ohrgehängen so ähnlich waren, dem Schmuck der Kaiserin, wie Wolfgang Großmutter ihn noch trug. All diese Stempel waren dem Meister lebendige Erbe — geweihtes Sinnbild der alten Zeit; Wolfgang aber lehnte sich danach, einst selbst soviel zu können, daß er mit dem geheimnisvollen Gerät das schaumige Gold in das Leder eines Buches einpressen dürfte.

Was aber der Knabe in den Werkstätten sucht, ist nicht nur die Lehre über die Dinge des Handwerks, ihm geht es auch um das, was dort erzählt und gesprochen wird und ihm vom wirklichen Leben künde.

Meister Ohwald vom Pfeifenqualm umhampfte Geschichten gingen auf Carl August und Goethe und auf die Gründung der Werkstatt durch die Großen von Weimar. Für seine Arbeit wie für sein Leben hatte er als Meiststab, was wohl Goethe und Carl August dazu gesagt hätten.

„Das ist für ein Leberchen! Das hätte Goethe Spaß gemacht!“

Meister Ohwald konnte noch aus eigener Erinnerung von Goethe erzählen: er hatte ihn als Knabe von zehn Jahren einst Bücher gebracht. Wartend stand er im Vorraum der Studierstube, als Goethe selbst herauskam und ihm eine Bestellung auftrug.

War Wolfgang Arbeit nach Meister Ohwalds Begriffen „Vigilanz“ gewesen, dann erzählte er, und es war, als begleite der Rhythmus seiner Worte die Hantierungen am Werkstück wie eine Melodie. Indes er die Stempel sorgfältig zusammensetzte, beschrieb er die Trauerfeier des Großherzogs Carl August. Mit echt Weimarer Sinn für Formen und Bräuche erklärte er, in welcher Reihenfolge der Leichenzug — er sagte „Kondult“ — vorbeigegangen wäre.

Wolfgang sah in Erwartung auf den Tisch des Meisters hinüber — es kam soviel darauf an, daß die Eisen die richtige Temperatur hatten. Das Eisen durfte nicht vor übergroßer Hitze trocken werden: sonst würde der Goldschmuck nicht halten; das Eisen durfte aber auch nicht zu wenig Wärme haben, sonst gelang es nicht, das Gold in die Blindprägung hineinzupressen. Mißglückte es, so suchte der Meister die Schuld wohl gern bei dem, der die Stempel vorgewärmt hatte, obwohl er sie doch selbst noch einmal über die Gasflamme hielt. Hinterher sah er das auch ein und sagte auf gut Weimarisch:

„Der Lehrling ist dem Meister sein Vilsableiter!“

War das Vergolden gut gegangen, dann erzählte Meister Ohwald weiter: von der Geliebten eines Herzogs — er dachte wohl an den Bonnemond und sagte „Moi-Tresse“ — deren Sarg von außen in ein Loch an der Mauer der fürstlichen Gruft hineingeschoben wurde, damit sie auch im Tode ganz nahe bei ihm sei, von der treulosen Kammerfrau, deren Sarg nach einer unausrottlichen Weimarer Sage zur Strafe für einen erst nach deren Tod entdeckten Diebstahl an Ketten in dem vergitterten Grabmal hängt, damit sie der geweihten Erde nicht nahe sei, von Schillers Schädel, der lange Zeit in einem Schubfach des Postamentes seiner Wüste vom Bibliotheksdienstler gegen ein besonderes Trinkgeld gezeigt wurde, bis er in der Fürstengruft mit ein paar Knochen beigelegt wurde, die man aus dem Gewirr zerfallener Särge zusammengelesen hatte.

„Wenn die Pojame des Jünglings Gerichts ertönt, dann hatte Goethe seine Knochen beieinander, Schiller muß seine erst zusammenflicken, und wer weiß, wo sein richtiger Schädel ist. Sein Hirn jedenfalls, mußt du denken, steckt hier!“

Und er wies auf den Band, den er eben in braunem Leder gebunden hatte und dessen Rücken, zwischen silbernen Ornamenten der Zeit, auf dunkelrotem Schildchen die Inschrift der Erstausgabe trug:

„Dom Carlos.“

Das bide „M“ und der Gedanke, daß Schiller sich so geizt habe, machte dem Alten dabei besonderen Spaß.

Meister Ohwald, der in der Mitte der siebziger Jahre stehend, sich durch solche Gespräche auf seine Weise mit dem Gedanken an den Tod vertraut machte, kam häufig auf diese Geschichten. Und wenn er ein Buch vornahm, das einer der vielen Autoren

Weimars verfaßt hatte, war seine Hauptfrage, daß er auch wußte, wo der begraben liegt.

Der Stadt der Lebenden haute er die Stadt der Toten entgegen — die Stadt der Erinnerungen, von denen er auch so viele in sich trug. Einiges davon erzählte er wohl noch dem Knaben, der an seiner Seite am Werkstück saß — aber wie viele Jahre würden ihm bleiben?

„Und eines Tages gibt es überhaupt keinen Menschen mehr, der noch Goethe gesehen hat!“

Er sagte es so, als sei an diesem Tage der Segen des Himmels von der Erde genommen.

Das Mädchen, welches auf ein Buch trat

Ein moralisches Märchen für Erwachsene und solche, die es werden wollen. Sehr frei nach H. C. Andersen

Das Mädchen war schön, und das war sein Unglück, denn sonst würde die Welt strenger mit ihm verfahren sein, als es geschah. So aber sahen ihr die Leute vieles nach, und sie wurde stolz und hochmütig.

Zu ihrem fünfzehnten Geburtstag schenkte ihr die Mutter ein neues Kleid, ein Paar rote Schuhe und ein richtiges Buch, mit vielen bedruckten Seiten und einem schönen festen Einband. In dem Buch hatte sie viel Lesenswerthes gefunden, das ihr geholfen hätte, besser und klüger zu werden. Aber während sie sich Kleid und Schuhe gleich anzog, tat sie doch keinen Blick in das Buch. Da lag es — und niemand kümmerte sich darum.

Als am Nachmittag die Sonne schien, da meinte das Mädchen, jetzt sei es an der Zeit, auszugehen und allen Leuten das neue Kleid und die schönen roten Schuhe zu zeigen. Und plötzlich dachte sie an das Buch und wie gut es sich mache, es unter den Arm zu nehmen, damit die Leute sie nicht nur für schön und reich, sondern auch für klug und gelehrig hielten. So eitel war sie.

Nun hatte es am Vormittag tüchtig geregnet, der Boden war aufgeweicht, und sie und da gab es Pfützen. Deshalb hob sie vorsichtig das Kleid und ging zögerlich auf den Beeten, um ihre schönen roten Schuhe nicht zu beschmutzen. Auf ihrem Weg kam sie jedoch an eine Pfütze, die war so groß, daß sie weder hinüberpringen noch herumgehen konnte.

Weil sie nun meinte, alle Leute müßten sie beobachten, war sie so stolz und so hochmütig, um wieder umzukehren. Sie bei am sich nicht lange und warf das Buch mitten in den Schmutz, um daraufzutreten und mit laubernen Schuhen hinüberzukommen. Aber während sie mit dem Fuß auf dem Buche stand und den anderen auslachte, sank das Buch mit ihr tiefer und tiefer, sie verschwand ganz und gar. An der Stelle war eine große Lache zu sehen, die Wägen warf...

Wo kam sie hin? — Direkt in die Hölle. Abteilung Buchverbrecher. Des Teufels Großmutter war gerade dabei, abzuschauen. Da bemerkte sie das Mädchen, das auf seinem Buch mitten in die Hölle gesunken war. „Das ist ein Mädchen mit Anlagen“, sagte sie, — ein neuer Typ, direkt eine Vereinerung für diese Abteilung. „Und sie ließ sie stehen, wo sie stand — steif und unbeweglich, festgewachsen auf dem Buch, auf das sie getreten war.“

„Da du nun wohl eine Zeitlang hier unten bleibst, ist es nur recht und billig, daß ich dich mit den anderen bekannt mache“, sagte des Teufels Großmutter. — Sie zeigte mit dem Staubwedel in eine Ecke: dort lag eine recht erbärmliche Gesellschaft. Alle hatten irgendein Buch vor sich und versuchten, frampfhaft zu lesen, — denn die spezielle Hölle, die sich des Teufels Großmutter für diese Abteilung ausgedacht hatte, war die Venge-

„Honigraub“

Roman von H. F. Perkonig.

Verlag Albert Langen, Georg Müller, München.

Wir oft geht es so im Leben: die Kleinen hängen man auf, die Großen läßt man laufen. So auch in dem neuen Roman von H. F. Perkonig. Aber es steht auch noch etwas anderes dahinter, hinter dieser Geschichte von dem alten Lucas, der sich den Beinamen „der Evangelist“ gegeben hat, dort irgendwo im Gebirge auf dem Hügel St. Josef. Der Bienenzüchter weiß, was es bedeutet, die Bienen auf Raub füttern. Er gibt ihnen mit Zucker getränkten Alkohol und nun fangen sich die berauschten Bienen auf fremde Waben, rauben dort den Honig und bringen ihn heim in den eigenen Bienenkorb. Allerhand beschreibende Begierden haben den alten, armen Lucas dazu veranlaßt, dies mit einem einzigen seiner Bienenbölle zu versuchen, und auch das Mißgeheim, seinen Bienen zu einem reichen Mafz zu verhelfen, dieweil ringsherum die reichen Nachbarn wohnen, die sicher nichts davon erpüren, wenn von ihrem Liebesfluß so ein wenig Honig fehlt. Aber es kommt ganz anders. Lucas der Evangelist muß für seine Untat büßen, so schwer büßen, daß es sein Leben fast zerreißt. Sein stilles Heim wird zur unruhigen Herberge von verschiedenen Vagabunden, gebeugt greitet er durch das Dorf, bis dann Dinge im Dorfe geschehen, die viel schlimmer sind und dem gestrenge Richter ein Maßstab, an denen die Schuld des Lucas gemessen ganz klein erscheint. Und da das Dorf in die bitterste Not gerät, während Lucas durch einen Lotterietreffer zu Wohlstand kommt, zeigt er sich als wahrer Geizhals und trauernd steht das ganze Dorf an seinem Sterbebett.

Die bestimmte Erzählung, in der zwischen allem Ernst immer wieder die Sonne der Heiterkeit durchscheut, gibt ein Bild von Menschenwürde und Menschengröße, zusammengebrängt auf den engen Raum des Dorfes auf dem Hügel und doch hinauswachsend in die Weite.

Und wenn man die Geschichte zu Ende gelesen hat, so fragt man sich, ob man nicht selbst auch schon einmal seine Bienen zum Raub hinausgeschickt hat und ob man nicht auch manchmal zu den ungerechten Richtern gehörte, die die Bienen des Nachbarn durch eine gewaltige Lupe betrachteten, so daß sie so groß wurden wie Elefanten. Man möchte das Buch all denen so lesen geben, die aus dem Gassen des Alltags in eine bestimmte Stunde flüchten möchten und man wird in allen Gestalten von denen man sich Bekannte wiederfindet, sei es in dem alten

Immerzu ein Wasser weint

Der Abend warf die Fadel fort, auf blauen Hügeln raucht mein Blut. Es ruht ein Buch von feuchten Haaren, dein Kleid war tönende Trauer.

Ein Baumskelett verweist im Sternwind; das Schwanenlied ertönt im Schilf. In das schwarze Schweigen der Schlucht immerzu ein Wasser weint.

Hans Peter Keller.

weise. Aber es gelang ihnen nicht; die Blätter wollten sich immer wieder zusammen, oder große Fleder machten die Schrift unleserlich. Manche Bücher waren nur ein Bündel herausgerissener Seiten, und der Delinquent versuchte vergebens, sie zu ordnen, um den Zusammenhang zu finden.

„Das“, sagte des Teufels Großmutter, „sind die kleinen Sünder, die ihr Lebtage die Bücher so mißhandelt haben, daß sie nach ihrem Tod keiner mehr lesen konnten: das sind die Eisesohrmacher und die Zerbrecher, die lesenden Buttervotesser, die Schmutzer und Kleckser. — Hier drüben sind die schwereren Fälle. Die Leute, die dort in den gläsernen Schränken stehen und nicht einmal hören können, wenn ich über sie schimpfe — und das ist schlimm, wenn man sojeweile vor Langelvetle vergeht — das sind die, die aus Eitelkeit oder törichtem Sammelwut viele taujend Hände in verschlossene Bücherschränke zusammengetragen haben, ohne sie überhaupt selbst richtig zu lesen, geschweige denn einem Nebenmenschen etwas davon zu lesen zu geben. — Der kleine Mann dagegen, der nebenan so siederhaft und unaufhörlich in einem Haufen Bücher wählt, hat sein ganzes Leben kein einziges Buch selber gekauft, sondern alles bei seinen Freunden ausgeliehen und nicht wieder zurückgegeben. Er sucht nun in dem Haufen verzweifelt nach einem einzigen Buch, das seinen eigenen Namen trägt, denn dann wäre er erlöst. Aber vergebens. Er hat es besonders schwer, denn auf ihm ruhen die Flüche von Hunderten seiner ehemaligen Freunde und Bekannten.“

Des Teufels Großmutter wandte sich nun nach der anderen Seite: „Diese finsternen Leute, die dort mit glühenden Karten um glühende Wingen Teufelsstapel spielen, das sind diejenigen, die jedes rechte Buch im Leben mit der Bemerkung abgelehnt haben, daß sie dazu weder Zeit noch Geld hätten. Sie müßten nun solange spielen, wie sie ihre Zeit auf Erden für Unwidriges verschwendet haben, und soviel Geld gewinnen, wie sie dort für wertlosere Dinge ausgegeben haben als für Bücher.“

„Und nun“, sagte des Teufels Großmutter und mußte selber einen leichten Schauer unterdrücken, „komme ich zu den Schlümpfen. Dort drüben liegt du einige Menschen liegen, über denen sich ein Turm von Büchern zur Dede erhebt und die unter der erdrückenden Last ächzen und stöhnen, während sie von unten auf einer glühenden Platte langsam geröstet werden.“ — „Das“, sagte des Teufels Großmutter, und der schwarze Ziegenbart um ihr spitzes Kinn sträubte sich förmlich, „das sind die Kritiker, die all diese Bücher besprochen und verurteilt haben, ohne sie überhaupt zu lesen. Für sie gibt es keine Gnade. Sie tragen die Last ihrer Schuld bis zum dümmsten Tag!“

Lucas aber in dem hartherzigen Bauern Waldbauer, der harter Richter war und sich selbst in größte Schuld verstrickte.

„Heimkehr“

Von August Winnig (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg)

Mit dem Band „Heimkehr“ feht August Winnig die Schilderung seines Lebens fort; Winnig, der bekanntlich 1918 im sozialistischen Genossenschaftswesen tätig war (Maurer, Redakteur, M. d. R., Seandier, Reg. Präsident von Ostpreußen), um dann bei der SPD in Ungnade zu fallen, der diese SPD und den Marxismus in nationalen Schriften bekämpfte, schiedt in „Heimkehr“ den Abschnitt 1918—1924; dieses Buch ist nicht nur ein politisches Dokument zur Beurteilung jener Zeit, es ist vielmehr auch ein Dokument ethischen Kampfes und Ringens um einen festen Stand in der Zeit nach dem Kriege. Er hat die Sorge um die Heimführung der Truppen mit zu tragen, sich gegen kommunistische Gewalten drinnen und draußen an der bedrohten Ostgrenze zu halten. steht zwischen Partei, Soldatenräten und Marinewidwisen, zwischen Konflikten und Schwierigkeiten, die nur einer bewältigen konnte, dem das Parteiprogramm nichts mehr galt, wenn es hieß, das Vaterland über die Partei zu stellen. Weil Winnig das tat, ist dieser Abschnitt, den er in seinem Buch behandelt, ein ununterbrochener Kampf gegen vielerlei Gewalten, die wir hier kennen lernen. Der weite Weg aus fremden Bindungen nach Deutschland zurück — „Heimkehr“ — zeigt uns eine Anzahl von Ereignissen und Gestalten, die wir bisher aus dieser Nähe in einem zuverlässigen Werk, wie das Werk Winnigs, es ist, noch nicht gesehen haben. Er war in der nächsten Nähe der Leute, die damals die Macht hatten, und er ist wie keiner befähigt und in der Lage, den entscheidenden Beitrag zur ehrlichen Geschichtsschreibung dieser Zeit zu liefern: die Form, wie er das tut, ist einzigartig, ehrlich, und keine Seite an diesem Buche ist etwa langweilig; nicht nur deswegen nicht, weil eben die Entscheidungen sich damals trafen, sondern weil Winnig so gut und so anschaulich zu schildern weiß: aus der Revolte 1918 führt er uns bis zum Kapp-Putsch, der auch ihn zu Fall brachte, weil er als „mifskundig“ festgesetzt wurde, mifskundig, weil er sich — acht Wochen vor der Volksabstimmung in Ostpreußen — sich auch jener Regierung zur Verfügung stellte, da er dem Osten einen schlechten Dienst zu tun meinte, wenn es auch dort zu Tumulten gekommen wäre.



Wenig ist 16 Bäume

Wir holen den Weihnachtswald nach Neuß

Ein Tag zwischen Händlern im Oberbergischen

zentrale für Weihnachtsbäume darstellt. Man kann diese Gegend, selbst bei dem heutzutage kaltegrünlichen Herbstwetter nicht durchfahren, ohne den festen Entschluß zu fassen im Sommer einmal wiederzukommen, und wenn man dieses Aggertal gerecht schildern wollte, so müßte man sich schon zu einer Fülle von Superlativen versteigen. Und hier, am Fluß entlang, im Tal und an den Hängen der mitunter steil ansteigenden Hügel ziehen sich die dunkeln Nadelwälder hin, junge Pflanzungen bis zu den hochstämmigen 50 jährigen Waldparzellen.

In Bergneustadt machen wir Halt. Es ist ein malerisch gelegener Ort mit etwas mehr als 4000 Einwohnern, vor genau 634 zur Stadt erhoben, hatte früher eine Burg von der aber nichts mehr da ist, auf das die Bewohner stolz sein könnten.

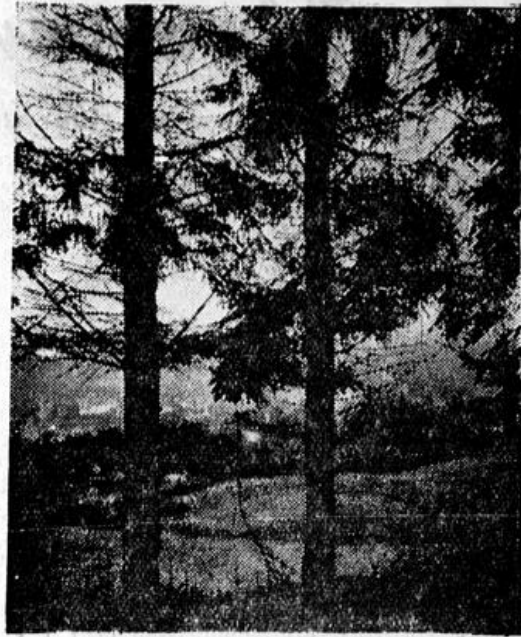


Eine Ladung Christbäume für Neuß

man nimmt ohne Ergriffenheit den Namen eines Grafen von der Markt entgegen, von dem wir nicht wissen ob er so richtig geschrieben ist und der mit der ganzen Familie ausgestorben ist, lassen uns weiter fragen daß dieser Lach dort Lache heißt, der in die Dörpse fließt, die sich mit den anderen Quellflüssen Steinaggar und Klosteraggar bei Derichlag zur Agger vereinigt. Zwanzig Minuten von hier liegt die gewaltige neue Aggertalsperre; aber unser Bedarf an Wasser ist hinreichend gedeckt, so daß wir uns einen Besuch für diesmal verheizen.

Der Händler erwartet uns bereits und führt uns einen Hügel hinan, wo eine Parzelle Tannen liegt, 10 000 Stück, genug, um 1000 schöne Weihnachtsbäume auszuwählen zu können. Meistens sind diese Tannen eigentlich keine Tannen, sondern Fichten; aber die Bezeichnung hat sich sogar bei den Einheimischen eingebürgert, bleiben wir also ruhig dabei, und wer den Unterschied zwischen unserem gebräuchlichen Weihnachtsbaum und einer echten Tanne doch machen will, der bezeichne sie mit Kottanne und diese mit Weiß- oder Silbertanne. Solche jungen Waldparzellen sollen nun nicht etwa nur Weihnachtsbäume hergeben. Ist so eine Pflanzung angelegt, so werden nach ein paar Jahren die schönsten Bäumchen als Topfpflanzen ausgelacht, wie man sie z. B. gerne für weihnachtlichen Grabschmuck kauft. Mit sieben bis zehn Jahren ist die Pflanzung soweit, daß sie Weihnachtsbäume von 1,50 bis 2 Meter hergibt. Wieder einige Jahre später ist eine weitere Sichtung notwendig, ein Teil wird zu Vohnenstangen hergerichtet. Nun sind die Stämme mit etwa 20 Jahren so dick, daß sie Grubenholz hergeben. Dann können sich die restlichen Stämme endlich in Ruhe auszuwachen und mit fünfzig Jahren — früher läßt es das neue Forstgesetz nicht zu — kann endlich die ganze Waldparzelle als Bauholz abgerodet werden.

Aber noch sind wir bei unseren siebenjährigen Stämmchen. Männer mit scharfen Beilen sind zur Stelle, ein prüfender Blick, das Bäumchen wird beim Schopf gepackt, etwas niedergebogen, ein kräftiger Schlag, und entwurzelt liegt es am Boden. So geht das Schlag um Schlag,



Zwischen den Tannen der Aggerberge

und nun heißt es, die Bäumchen zum Fuhrwerk schleppen, den Berg hinauf, oder hinunter, von morgens bis abends schleppen. Die Kasse dringt den Leuten durch die Kleider, bis auf die Haut, und nur ziemlich beträchtlicher Schnapskonsum schafft hier den unbedingt notwendigen Wärmeausgleich.

Wagen um Wagen schwanken nun die hochgeladenen Fuhrwerke zum Bahnhof. Käufer und Händler kontrollieren das Zählen der Bäume und schnell ist der Rongen-Wagen vollbeladen und trägt ein Stück Wald vom Aggertal hinein in die feineren Städte.

Rund 100 solcher Ladungen, dazu noch viele hochbeladene Lastkraftwagen, werden von diesem Bezirk aus jährlich fortgeschafft. Es ist in diesen Wochen wie ein Weihnachtsbaumfieber unter den Bewohnern. Aus allen möglichen Berufskreisen eilt ich die Händlerchaft zusammen. Bereits im Sommer wird das Geschäft vorbereitet, dann besichtigen sowohl Händler wie Käufer die Parzellen und leisten eine Anzahlung an den Besitzer, um sich die ihnen zugehenden Bäume zu sichern. Kleine Leute investieren auf diese Art oftmals ihr gesamtes Erspartes, immerhin ein gewisses Risiko, da auch das Geschäft mit Weihnachtsbäumen in den verschiedenen Jahren Schwankungen unterworfen ist.

Zum Schluß sieht man nach getaner Arbeit friedlich bei einem Glas Bier zusammen. Alles ist zufrieden, Händler und Wald-



Ein Schnäpsschen zur Seelentwärmung

besitzer, weil bares Geld auf dem Tisch liegt; der Käufer, weil er sich freut, besonders schöne Bäume nach Neuß bringen zu können, und der Reporter, weil seine Kleider allmählich anfangen trocken zu werden. Und dann gehts mit dem Auto heimwärts, durch die nächtliche Landidylle, und in wenigen Wochen werden von all diesen Bäumen Lichter und bunte Augen glänzen und sich wieder spiegeln in strahlenden Augen von Groß und Klein. Wir vergessen dann das „Geschäft“ und der Weihnachtsbaumhändler erscheint uns als Weihnachtsbote, der nur daran gedacht hat, uns und den Kindern Freude zu machen.



Bargeld lockt — und alles ist zufrieden

Text und Fotos: W. Pfeifer

Wenn die Weihnachtsbäume wieder zum Verkauf bereit stehen, zieht etwas von dem Duft und der Schönheit unserer Wälder in die Stadt ein. Weihnachtliche Gefühle erfüllen die Vorübergehenden und die Kinder bekommen ganz große runde Augen. Es gibt so viele Märchen und Erzählungen und Gedichte, die den Tannenbaum mit so viel Poesie umgeben, daß es in dieser Beziehung kaum noch etwas zu sagen gibt. Aber der Weihnachtsbaum muß, bevor er aus dem Walde endgültig ins Reich der Poesie und des Weihnachtsfestes einzieht eine Etappe durchlaufen, die mit diesen Dingen nichts gemein hat, er ist Handelsobjekt wie schwarze Seife, Perle und Automobile.

Anfang dieser Woche haben wir uns einmal mit einem Neusser Händler auf Fahrt begeben, dahin, wo der Christbaum wächst. Zwar kommt ein Teil der Bäume aus der näheren



Ein kräftiger Stiel — und ein Weihnachtsbaum mehr

Umgebung, aber diese reichen bei weitem nicht aus und so rollt denn nun die grüne Fracht in diesen Wochen mit der Eisenbahn oder dem Auto aus der Eifel, dem Sauerland und dem Oberbergischen an, viele tausende von kleinen und großen Bäumen. Unsere Fahrt ging zum Oberbergischen, über Köln, Bensberg, Overath, durchs Tal der Agger hindurch nach Bergneustadt, das mit Derichlag, Wiedenest und Drolshagen eine Handels-



Auf dem Bahnhof

er weint

ort,
in Blut.
en Haaren,
er.

Sternwind;
Schiff.
der Schlucht

Peter Keller:

ch trat

Blätter rollten sich
machten die Schrift
ein Bündel heraus-
suchte vergebens, sie
den.

„sind die kleinen
andert haben, daß sie
sind die Gelsch-
Butterbrotesser, die
sind die schwächeren
en Schranken stehen
über sie schimpfe —
angeordnete vergeht —
die Geizhagen, das
Sammelgut viele
e zusammengetragen
u lesen, geschweige
u lesen zu geben. —
fieberhaft und un-
t sein ganzes Leben
es bei seinen Freun-
eben. Er sucht nun
en Buch, das seinen
erlöst. Aber ver-
auf ihm ruhen die
nde und Bekannten.
n nach der anderen
t glühenden Karten
das sind diejenigen,
emertung abgelehnt
ätten. Sie müssen
den für Unwichtiges
en, wie sie dort für
Bücher.“

mutter und mußte
„komme ich zu den
e Menschen liegen,
e Decke erhebt und
stöhnen, während
e langsam geröstet
ohnmutter, und der
übte ich förmlich,
geprochen und ver-
ir sie gibt es keine
um Danksagen Tag!“

Waldbauer, der
Schuld verstrickte.

onstalt, Sambura)

Winnia die Schl-
kanntlich 1918 im
(Maurer, Redak-
von Ostpreußen).
n, der diese SPD.
n bekämpfte, schil-
4; dieses Buch ist
teilung jener Zeit.
en Kämpfers und
nach dem Kriege.
Truppen mit zu
einnen und drun-
t zwischen Par-
ischen Konflikten
igen konnte, dem
hieß, das Vater-
nina das tat, ist
h behandelt, ein
ewalten, die wir
nden Bindungen
igt uns eine An-
bisher aus dieser
Wert Winnias es
er nächsten Nähe
er ist wie keiner
beitrag zur ehr-
n: die Form, wie
Seite an diesem
nicht, weil eben
rn weiß Winnia
aus der Revolte
auch ihn zu Fall
wurde, mitschul-
schäftsmanna in
Verfälschung stellt,
in meinte, wenn

Aus den Erinnerungen des „Herrn von Paris“

Man kannte ihn schon seit mehreren Jahren in dem Pariser Vorort St. Rou, den braven Herrn Gaston, wie man ihn allgemein nannte. Er besaß hier eine kleine Villa, umgeben von einem wunderschönen Gärten, in dem an lauen blauen Sommerabenden der Herr Gaston gemächlich sich erging, mit stillem Nacheln sich herniederneigend zu den Rosen, Dahlien und Hortensien, gelegentlich händsbarmelig an den Rabatten arbeitend oder ein wenig den Wein beschneidend, der die Sonnenseite seines reizenden Buens retro überzog. Stieg dann der Mond höher und legelte silbern im Meer der arzten Wolken droben, dann geschah es oft, daß leiser Lautenschlag aufklang aus dem Gärten; Herr Gaston, befriedigt von dem Verlauf des stillen Sommerabends, spielte sich selbst zum Ergöhen zunächst ein leises Präludium, dann attiff er voller in die Saiten und sang — bezaubert in ihrer Verbaltenheit tönte die weiche Tenorstimme durch die laue Sommernacht, schwang sich zum Klang der Laute über die Nachbargärten, daß hier alles Schwämen und Lachen verstummte: —
Stil! — Herr A —

„...? — Herr Gafton fängt ...
 ...? — fo jart und innig, daß oft die Augen der tauſchenden
 Frauen ſich mit fanfter Freude der Nährung und der un-
 ſtimmen Sehnſucht füllten. ...
 Ein ſtiller ſchamhafter Herr, dieſer Mann namens Gafton,
 von dem man nicht viel mehr wußte, als daß er bereits das
 Seilgig im Leben geleiftet und nun in Stille und Muße von
 feinen wohlverdienten Renten lebte. Sicher hatte er tief
 drinnen in Paris noch ſeine Stadtwohnung, denn er war ſo
 ſommers wie winters des öftern fern von St. Veu; aber meiſt
 hielt er ſich doch in dem ſtillen Vorort auf — ein braver
 Rentner unter Rentnern.

Und ein sehr wohlthätiger Mann, das war allgemein bekannt. Nie ging ein Armer, ein Bettler, ein Landstreicher unbesiegt aus dem Garten des Herrn Gaston — das hatte sich längst herumgesprochen, denn man sah ja, daß solche Bettelbesuche bei Herrn Gaston zu einer wahren Landplage wurden, ohne daß der Rentier seine Geduld verlor oder von seinem Wohlstand abließ. Und gütig war er zu den Kindern, gütig mit jedem Hund und jeder verlaufenen Katze . . . ganz St. Leu war stolz auf diesen Mitbürger, begreiflicherweise . . .

Schade nur, daß dieser Herr Gaston sich so absteifig hielt. Er suchte seinerlei Vertheil, im Geantel; er vermied ihn sichtlich, schien geradezu menschenscheu zu sein — noch war es keinem der Bewohner St. Leus gelungen, Zutritt zu seinem Haus zu erhalten — bis eine andere Gewalt als lediglich die Kneigung müßiggehender Mitbürger plötzlich sich Zutritt erzwang . . .

Wieder eine weiche Sommernacht, die aber sonntagen schon in den letzten Tagen liegt, denn fern im Osten dämmert die erste Aunung des neuen rothenjagigen Morgens bereits heutzutage. Zu St. Ben schlief alles den tiefsten Schlaf der Gerechten, denn das gute Gewissen das sanfteste Ruhebett ist. Niemand bemerkt darum, wie am Rande des Ortes Kraftwagen halten, fittsame Gestalten ihnen entsteigen, mit selbstamer Voricht und Gesinnung sich durch die Gartenstraßen und Gäßchen St. Ben bewegen, einem einzigen bestimmten Ziel zu —

(S. hundert)

Es kurz zu sagen, ein Aufgebot von ungefähr dreißig Mann
teils in der Uniform der französischen Polizei, theils in dem un-
durchdringlichen Zivill der Geheimpolizei, bewegt sich lakoni-
sch auf die Villa des braven Herrn Gaston, dieses würdigen
stillen Nentners, dieses gütigen Vaters aller Armen und schw-
cherer hilflosen Kreatur. Die Villa wird umstellt, immer
noch lakonisch versucht man sich Eingang zu verschaffen — aber
dieses Haus scheint auf geradezu feilschensartige Weise geschi-
tet zu sein, so ohne weiteres kann selbst die Polizei es nicht be-
treten. Dann flirren einige Schreiben — aber hinter ihnen
Kommandos — —

Und im gleichen Augenblick durchbricht Lärm und Chaos der Hölle die tiefe Sonnenachtsstille St. Venus. Schüsse knattern -- vor allem bellt fanatisch eine Maschinenpistole aus der Villa des Herrn Gaston böse Salven gegen die Schar der Beamten . . . Handgranaten frachen -- Stein und Schutt prasselt -- Feuerstrahl zischt auf und senkt -- inzwischen flieht vom Rand der Ortschaft her, ein Panzerwagen heran, zerschellt worden, tritt gegen die Villa -- ah, die Festung des Herrn Gaston vorgelacht --

Ganz St. Lou ist auf den Beinen, die Männer fluchen und schreien, Kinder heulen, Frauen zernern, die wahrhaftigsten Verdächtige toben umher — es fehlt nur noch, daß die Einnormerheit sich fämlmet zu einem Marfz gegen diese Bollseumeite, die aus einem unbegreiflichen Arrium heraus ausgerechnet dem braven gütigen Herrn Gaston ans Leder will — — —

Aber zu einem Aufstand der Mitbürger kommt es nicht. Inzwischen ist die Festung gefallen. In Handfesseln führt man den Herrn Gaston heraus, der, pulvergeschwärt und dennoch verbissen grinsend, plötzlich einen ganz fremden unheimlichen Verdacht macht. Man lädt ihn in ein Auto — ab nach Paris, ins Untersuchungsgefängnis.

— Und die Befestigung der netten Villa des braven Rentiers. — Sie war nett eingerichtet — im übrigen aber barg sie ein wahres Diebes- und Mörderarsenal. Revolver modernster Konstruktion wurden gefunden neben großen Mengen Munition; und vor allem waren Apparate zum Sprengen von Kesselfranchen in allen Größen und Mächten vorhanden.

Der liebenswürdigste und stille Herr Sacktor hatte sich, nach
langem vergeblichem Fahren der Kriminalpolizei aller Vän-
der, endlich den Pariser Kriminalisten entputzt als der Fran-
zösischer Martinez Antonio Jimenez. Und die französische Be-
hörde hatte schon recht, wenn sie damals — vor acht Jahren —
der Weltöffentlichkeit stolz bekannt gab: „Europea grandis
et vermagister.“

Dies sein Schuldbonto: Herr Gaston — nein, Jümenz! — war ursprünglich Techniker gewesen, und zwar ein sehr beachteter Techniker, dem es aber zu lang dauerte, auf dem durch die geltende Gesellschaftsordnung vorgeschriebenen Weg zu den ersehnten Erfolgen und Reichtümern zu gelangen. So veränderte er denn schon früh all seine ungeliebte vorhandene (Geschäfts)ethik und Kenntnisse darauf, Wertzeugen herauszuspielen, mit denen man ebenso leicht die befalligsten Säfte zu erzeugen, wie man Sardinien Dosen mit einem Wächsenöffner erschließt. Im Besitz dieser Wertzeugen sammelte er, zunächst

Diese spanische Bande mit „El Pistoleiro“ an der Spitze brachte zunächst einmal gleich einen sensationellsten Verbrechen der modernen Kriminalgeschichte Spaniens zur Ausführung; — man ermordete den Erzbischof von Saragossa. Dann schloß sich — 1920 — die Ermordung des Gouverneurs von Barcelona. Wieder ein Jahr später griff die Bande bei Puerto Rieobon in der Nähe von Barcelona einen Zug an, erschoß eine Anzahl von Eisenbahnbeamten und erbeutete über zweihunderttausend Peseten. Schließlich sprengte man noch kurzgehand eine Pant zu Gijon mit Dynamit in die Luft, machte enorme Beute — aber nunmehr saß die spanische Polizei dem Führer „El Pistoleiro“ und seiner Bande so dicht auf den Fersen, daß der Häuptling sich entschloß, den Kriegsschauplatz zu verlegen: — er übertricht mit seinen Getreuen auf schier unwegbaren Bergziegenpfaden die Pyrenäen und erschien in Frankreich.

Das war im Jahre 1923. Und Frankreich erlebte sofort die erste der vielen Sensationen, die „El Bistolo“ ihm bereitet hat: — Unter wildem Feuergefecht mit Wächtern und Polizeibeamten gelang es der Bande, einen Safe einer Fabrik in Talence bei Bordeaux reiflos auszulindern. Zwar gelang es binnen weniger Wochen der französischen Polizei, einige Mitglieder der Bande zu verhaften und ihnen den Prozeß zu machen. Sie wurden hingerichtet, weil bei dem Angriff auf die Fabrik wieder einige Verwundete waren — aber selbst

Eine alte Mär gewinnt neues Leben

„Lord Strathmore, Earl von Ferfarshire, ist gestorben. Lord Glamis ist der Erbe und führt fortan den Titel eines Earl von Ferfarshire.“

Die Aufmerksamkeit auch der Allgemeinheit wird erst lei-
geweckt durch eine dunkle Frage der vielwissenden Zeitungs-
leute:

„Wie wird der neue Carl zurechtkommen mit der düsteren Erbschaft, als die der Stammvater des Geschlechts, Schloß Glamis seit langem verschrien ist?“

„Gräbt man hier tiefer, so erfährt man zu seinem Erstaunen, daß Glamis Castle das merkwürdigste und berüchtigtste — Geisteskrankeinstreißloß von England ist . . . Nachdem man bei solcher Vorwarnung das erste verfechtete Rätheln überlegener Stieps abgelegt, läßt man sich, daß erstündt, von den „Eingeweichten“ dies erzählen:

In den Mauern von Glamis Castle liegt seitlich und je ein unglückseliges Geheimniß begraben. Dies Geheimniß ist immer nur dem jeweiligen **Sowpt** der Familie, seinem Erben und einer dritten Person bekannt und demnach der dortigen Gegend allgemein verbreiteten Glauben zufolge so genauhaft und schrecklich, daß es das ganze Herz berührt, die es erfahren, beeinflusst und sich anders macht als die übrigen Menschen. Keine Lösung des Räthels ist je von einem der drei Männer gegeben worden; aber viel Gerüchte sind darüber in Umlauf. Einer Dame, die den jocher verstorbenen Lord Strathmore einmal anflehte, sie das Geheimniß anzudeuten und so lösen, soll er erwidert haben:

„Wenn Sie auch nur die Art des Geheimnisses vermuten könnten, würden Sie schon Gott auf den Knien danken, da Sie nicht mehr von ihm wissen!“

Obgleich das Schloß zu Lebzeiten dieses Carles der Schaulust fürstlicher Geselligkeit war, hat angeblich doch jeder Gast, der seinen Mauern weiste, das Vorhandensein eines furchtbaren Räufes gespürt. Pflicht ist, den jeweiligen Erben bei seiner Volljährigkeit in das Geheimniß einzuweihen; der neue Carle kennt es also schon seit längerem.

Alles, was man von diesem furchtbaren Erbe weiß, ist, berichtet die „Eingeweihten“ und „Gewährsmänner“, die natürlich auch nur Gerüchte und Vermutungen vermitteln können, daß es mit einem geheimen Zimmer in Verbindung steht; kein außer den drei Hütten des Geheimnisses hat es je betreten. Unter dem niebsten Volk ist die Behauptung verbreitet, daß sich darin ein seltsames Wesen, halb Mensch, halb Tier, von schrecklichem Aussehen und unglaublich hohem Alter befindet — die Infarnation des Fluches der auf dem Geschlecht lastet. Andere behaupten, daß hier und auch in den Gängen des Schlosses die Gestalt einer „weißen Frau“ spuke — der Geist der einzigen Frau, die je das Geheimnis entdeckte und der — die Zunge ausgezungen und die Hände und Füße abgeschnitten wurden, damit sie es nie verrate.

Seither hat die Bande meist in den Industrievorstädten von Paris gearbeitet. Es ist Kimenez schließlich nachgewiesen worden, daß er binnen zweier Jahre nicht weniger als zweihundert Kassenschränke ausgeraubt hat! — Dazwischen nahm man natürlich auch sonstige „Kleinigkeiten“ mit: — so einen verwegenen Villeneinbruch in Pau; der überreiche Beute erbrachte; viele Einbrüche in Waffenarsenale, durch die man sich stets neu und mit den modernsten Wundwerkzeugen ausstiftete; und manches ander mehr. Jedemfalls hat die Bande in ihrem feineren durchschnittlich mindestens zwei Raubzüge pro Woche ausgeführt. Und niemals ließ sie sich erschöpfen; selbst ihre Spur entdeckte man nie. In den großen Fabriken fand sich kein Safe, der stark genug gewesen wäre, ihren Angriffen zu widerstehen — man kann ruhig sagen, daß sich damals „El Pifisoleo“ und seine Bande fast sagenhaften „Ruhm“ erworben. . . .

„C'est ça la femme!“ — —: Das war der Schlüssel zum Geheimnis des tollkühnsten Verbrechers Europas. Eine kleine Freundin von ihm hat mehr gehört und gesehen, als für Jimenez gut war — sie ist es gewesen, die die Kriminalpolizei endlich auf die Spur „Herr Gaston“ zu St. Ven, ein charmanter Reutner“, führte, und so endlich Herrn Gastons wahres Gesicht den Scheinwerfern der Öffentlichkeit und der Verdicts preisgab.

Der Rentier Gaston, recte Martinez Antonio Jimenez, genannt „El Pistoleño“, wurde dann in Paris mehrfach zum Tode und daneben zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Herr Dreßler, der „Herr von Paris“, hat ihn im Jahre 1927 vom Leben zum Tode befördert.

Ein weiterer Bericht besagt, daß in dem geheimen Zimmer die Gebeine einer Gefangenenschar lagern, die in der stürmischen Geschäftszeit Schottlands eingemauert wurden und des Hungertodes starben.

In neuerer Zeit hat sich hier angeblich ein Vorfall abgespielt, der lebhaft dazu angetan war, das wirkliche Vorhandensein eines Geheimnisses in Glamis Castle wahrscheinlich zu machen.

Ein junger Arzt, der bei dem Earl, dem verstorbenen Lord Stratmore, sich Gast befand, kehrte von der Jagd zurück und betrat kein Schlafzimmer, um sich zu säubern und umzukleiden. Da bemerkte er zufällig, daß ein Koffer auf dem wenig seine Jagd veränderte hatte, den Zeichen also, daß er ihn gerührt worden sein mußte. Seine Neugier erwiderte, daß er den Koffer aufmachte und — fand unter ihm eine Falltür, von der eine Treppe abwärts führte. Der Arzt stieg sie hinunter und gelangte in einen langen Gang, der nach vielen Windungen vor einer Mörteleinmündung endete . . . — und dieser Mörstel war noch nicht

Der Arzt trug ihn ein wenig mit den Fingern weg, schmierte ihn dann aber sorgfältig wieder auf, lehrte in sein Zimmer zurück und schwieb beharrlich von seiner seltsamen Entbedung.

Am nächsten Morgen aber schon wurde ihm durch ein höfliches Schreiben von Lord Stratfordmore mitgeteilt, daß ein Wagen zum nächsten Bahnstation für ihn bereitstände — er wurde „hinausgeworfen“

Ein weiterer „verdächtiger“ Vorfall wird aus der letzten Lebenszeit des Lord Stratmore berichtet. An einem regnerischen Nachmittag spielte eine lustige Gesellschaft in der Halle des Schlosses; da erschien plötzlich der Herr von Glamis, fast sehr ernst, sehr bleich, er hatte Mühe, seine Stimme in der Gewalt zu behalten, als er sagte:

„Ich bitte Sie alle: gehen Sie sofort in Ihre Zimmer. Bleiben Sie dort! Rühren Sie sich nicht, bevor die Glocke hier in der Halle geläutet wird! Dann ist alles vorbei, und Sie können sich zu neuem Spiel versammeln!“

Die Gäste saßen sich erschrocken an, sie wagten keine Frage keine Bitterrede, eiften davon, verschwanden in ihren Zimmern. Zwanzig Minuten warteten sie, fühlten ein unbestimmtes Grauen — dann erlang die Glode, sie lebten zurück nach unten und fanden alles beim Alten. Nie aber haben sie erfahren, was während der zwanzig Minuten, die sie auf ihren Zimmern wartend verbringen mußten, zu Glamis Castle geschehen war. Lord Strathmore schwieg eifern über den Grund seines Verlangens

Seht, starb Lord Strathmore, Lord Glamis trat an seine Stelle, übernahm die Erbschaft des Namens und des Schlosses, von dessen Geheimniß es anlässlich des Todesfalles zurzeit in England lauter raunt als sonst in den letzten Jahren.

— Was hier Wahrheit, was hier Dichtung — ob nun die Fortspizener einer alten Volksmär oder ausgesprochene Kolportagephantasie ist, läßt sich nicht feststellen. Immerhin ist es interessant, zu erfahren, daß selbst das nürstliche Aufseckreich immer noch eine auffallende Schwäche für „offulte“ Dinge zeigt.



Das Sanitätsflugzeug „Dawn“ wird im Londoner Flughafen Croydon vorgeführt. Es wurde eigens für zivilen Sanitätsdienst gebaut und eingerichtet und steht jederzeit für Orte des Inlandes und des näheren Auslandes flartbereit.

Abyssinien - wie es ist

Ein Querschnitt durch Land und Volk
des schwarzen Kaiserreiches
VON KARL FISCHER

(2. Fortsetzung.)

Wenn der Prinz Makonnen einmal auf der Eisenbahn fährt, kommt zunächst einmal der ganze Betrieb zum Stillstand. Denn bis der Lokomotivführer und Heizer ihre komplizierten Ehrenbezeugungen abgelegt haben, die bis zum Rücken des Stiefels gehen, verläuft eine geraume Zeit. Dann aber kann es endlich weitergehen, selbstverständlich unter Führung seiner kaiserlichen Hoheit. Der Prinz hat ein feines, schmales, hellbraunes Gesicht, das ebenso gut einem sizilianischen oder spanischen Jungen wie einem „Farbigen“ gehören könnte.

Dass die Hauptstadt im übrigen mit noch ganz anderen Verkehrsfunktionen aufwarten kann, wie zum Beispiel einigen Flugzeugen, ist allgemein bekannt. Die Abessinier haben das Fliegen schnell und leicht gelernt und brauchen heute höchstens aus Personalmangel noch fremde Instrukteure.

Auf den „Schwarzen Adler“ aus der New Yorker Regierstadt Harlem können sie gut und gern verzichten, und sie brauchen keineswegs darüber zu verweilen, daß Amerikas schwarzer Fliegerheros in London verjüngt ist und Flugzeug hat. Eine große Eroberung wäre der „Schwarze Adler“, der sich von vornherein einen Oberflächenglanz ausbeugen hatte, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht geworden.

Die „Schwarzen Juden“

Mit den „Fremden“ sollen keine Ausländer gemeint sein, die sich natürlich in fast allen Teilen des Landes und vor allem in der Hauptstadt niedergelassen haben, sondern Volksstämme, die der sogenannte semitische Abessinier als fremd empfindet. Am berühmtesten sind hiervon die angeblichen abessinischen Juden und Gurage.

„Schwarze Juden“ pflegt man die abessinischen Falaschas zu nennen, ohne daß bisher der eindeutige Nachweis erbracht worden ist, daß es sich hier tatsächlich um Juden handelt.

Die schwarzen Juden wohnen in der Nähe des berühmten Tanafes. Dschenda, einige Kilometer vom See entfernt, ist der Hauptort der angeblichen Juden, die sich im übrigen auf zahlreiche Dörfer verteilen. Die Internationale des Judentums hat schon mehr als einmal versucht, die Welt auf das „schwere Schicksal“ der Falaschas aufmerksam zu machen, und tatsächlich sind vor einer Reihe von Jahren einige Falaschas nach Europa geholt worden, um hier mit der Milch der jüdischen Geistigkeit genährt zu werden. Die Folge ist, daß es jetzt in der Welt einige Falaschas gibt und für ihre Landsleute Propaganda machen, die gar nichts davon wissen und wissen wollen.

Tatsache ist zunächst, daß die Falaschas sich selbst „Bolt Israels“ nennen. „Falaschas“ ist nur der Name, den die Abessinier ihnen gegeben haben und der auf deutsch „die Ausgestoßenen“ bedeutet. Tatsache ist ferner, daß die „Schwarzen Juden“ völlig isoliert von ihren mehr oder weniger christlichen Nachbarn leben, aber auch seit undenklichen Zeiten nicht zur jüdischen Weltgemeinschaft gehören. Sie selbst halten sich trotzdem für Juden, was aber noch gar nichts belegen will.



Ein Ras versammelt seine Krieger

(Weltbild.)

Sind sie überhaupt Semiten oder Halbsemiten, wie ein großer Teil des äthiopischen Volkes? Sind sie vielleicht wirklich Juden?

Das letzte ist am unwahrscheinlichsten, denn eine große Gruppe von Menschen, die sich jahrhundertlang von ihrer Umgebung isoliert gehalten hat, würde doch ihre Sprache behalten können. Aber diese angeblichen Juden verstehen weder hebräisch noch aramäisch, und doch wollen sie schon so lange im Lande sitzen, daß nicht einmal mehr die babylonische Verbannung gemacht haben, also wenigstens zweieinhalb Jahrtausende. Aber immerhin, sie leben nach dem mosaischen Gesetz und sind demnach zum mindesten konfessionelle Juden. Jemandem jüdischen Eigenarten verraten sie nicht. Sie treiben auch keinen Handel, sondern sind durchweg Handwerker. Höchstens, daß sie sich allen ihren Nachbarn für überlegen halten, gäbe zu denken.

Nein, die größte Wahrscheinlichkeit hat schon die These für sich, daß diese angeblichen Juden hamitische Afrikaner waren, die vor langer Zeit zum Judentum bekehrt worden sind. Allerdings müßte diese Bekehrung schon etwa 2000 Jahre zurückliegen, denn später waren die Juden kaum fähig, Missionare in die Welt zu schicken, und sei es selbst nach Afrika.

Was die Falaschas besonders interessant macht, ist die Tatsache, daß Falaschas es waren, die die angebliche salomonische Großmacht in Äthiopien dreihundert Jahre lang unterbrachen. Vor rund 900 Jahren entsandte eine Falascha, die Frau des damaligen Königs, einen Aufstand, der den Thron an die Falaschas übergehen ließ. Damals war beinahe die gesamte Familie der salomonischen Königsfamilie ums Leben gekommen. 400 wurden getötet, und nur wenige entkamen, deren Nachkommen 300 Jahre später den Thron der salomonischen Dynastie wieder bestiegen. Wahrscheinlich haben die Mitglieder dieser Dynastie zuerst nur die Provinz Schoa beherrscht, in der das neue Abessinien liegt, um sich dann im 13. Jahrhundert die Kleinherzogtümer in Äthiopien zu sichern.

Die „Schwarzen Juden“ am Tanafes haben ein Gegenstück in den Gurages, die vier- bis fünfhundert Kilometer südlich von ihnen, dicht hinter Abdis Ababa liegen. Sie sind ethnologisch nicht weniger interessant als die Falaschas. Ihre Herkunft ist unbekannt, man weiß nur, daß sie mit den eigentlichen äthiopischen Stämmen Abessinians nichts zu tun haben.

Bekannt ist die alte Legende, daß es im Innern Afrikas weiße Sklaven geben soll, und zahlreich sind die Reisenden, die sie gesehen haben wollen. Zahlreich sind jedesmal die Gurage gemeint. Sie haben eine helle Hautfarbe und feine, klare Gesichtszüge, so daß sie möglicherweise tatsächlich die Nachkommen von weißen Sklaven sein könnten. Die Abessinier vermuten, daß ägyptische Herrscher, als das Land noch ihrer Gewalt unterlag, weiße Gefangene nach Abessinien geschickt haben, um von ihnen Kupferminen bearbeiten zu lassen. Dieses Ereignis müßte also fast ebenso weit zurückliegen wie die Einwanderung der „Schwarzen Juden“, also wenigstens zweitausend Jahre.

Tatsache ist jedenfalls heute noch, daß die Gurage der verachteten Stamm Abessinians sind; sie sind die Parias, die geborenen Sklaven, die von Jugend auf die schwersten Arbeiten im Lande verrichten müssen. Überall in Abessinien vom Süden bis zum Norden und Osten bis zum Westen, überall da, wo schwere Arbeit zu verrichten ist, trifft man daher auch Gurage, Mitglieder des einzigen Stammes, der sich dazu hergibt, Diener von Dienern und Sklave von Sklaven zu sein. Schwelgerei und Hofieren von den anderen Stämmen verdrängen sie ihr hartes Dasein, in dessen Dunkel selten ein Lichtschein bringt. Menschen ohne Heimat...

Was die Ruinen von Gondar erzählen

In der Nähe von Dschenda liegt auch die alte Hauptstadt Gondar. Dieses Gondar ist viel abessinischer als das moderne Abdis Ababa und verrät vor allem etwas von der Vergangenheit des Volkes, während Abdis Ababa eine Stadt ohne Geschichte ist.

Etwa zweihundert Kilometer trennen Gondar von der Grenze des italienischen Eritrea und rund 120 Kilometer vom ägyptischen Sudan. 400 Kilometer weit ist in der Luftlinie der Weg von Abdis Ababa nach Gondar, man braucht also viele Tagereisen von der jungen in die alte Hauptstadt, und der Weg gehört nicht zu den größten Annehmlichkeiten, denn Äthiopien ist in der Richtung von Norden nach Süden über Abdis Ababa ein unwirtliches, felsiges Hochplateau (bis zu 4000 Metern), dessen Hänge äußerst unfruchtbar sind. Aus diesem Grunde hat die Regierung auch darauf verzichtet, außer der Ostwestbahn von Djibuti nach eine Nord-Süd-bahn zu bauen. Das vielgenannte Abdis liegt ungefähr am Ende dieses Höhenzuges, etwa 220 Kilometer nordöstlich von Gondar.

Wie jung Abdis Ababa eigentlich ist, erkennt man erst an den Ruinen Gondars, und wenn man sie einmal gesehen hat, wird man nicht mehr erstaunt sein, zu hören, daß Abdis Ababa beinahe ein Gegenstück zu der neuen türkischen Hauptstadt Ankara ist. In wenig mehr als dreißig Jahren wurde Abdis Ababa aus einem Dorf zur Residenz.

Gondar ist zwar nicht uralt, wurde aber immerhin bereits im Jahre 1630 kaiserliche Residenz, und zwar wegen des nach Gondar benannten Hawles von Gondar, einer Nebenlinie der jetzigen Dynastie, die vom Ende des Mittelalters an eine Zeitlang regierte hat. Der berühmteste König aus diesem Hause ist König Jasil, der nicht nur die Portugiesen die sich im sechzehnten Jahrhundert lebhaft für Abessinien interessierten, aus dem Lande vertrieb, sondern auch mit den im Osten des Reiches wohnenden Mohammedanern Frieden schloß.

Seit der Zeit Jasilis verfiel die Stadt, die früher kaum weniger Einwohner hatte als Abdis Ababa heute. Nur Ruinen zeugen von vergangenem Glanz und armelige kleine Hütten zwischen oder neben ihnen vom heutigen harten Kampf ums Dasein. Doch auch heute noch konzentrieren sich Verkehr und Handel im Norden Äthiopiens auf Gondar.

Vielleicht findet man in der arabischen Wüste hier und da noch Städte wie Gondar, tote Städte, in deren verfallenen Gassen man nicht laut zu sprechen wagt und hinter deren Mauern man nur Steile vermutet. Aber Gondar ist, wie gesagt, nicht tot. Es ist nur viel zu groß für seine jetzigen Bewohner; ein paar tausend Christen, Mohammedaner und Falaschas, und vielleicht liegt es an der dunklen, modrigen Atmosphäre der alten Stadt, daß so selten sich ein Mensch auf der Straße zeigt, selbst wenn die Hufe von Maultieren über das Pflaster klappern.

Ein wenig oberhalb der Stadt liegen die Ruinen des alten Kaiserpalastes. Ein gut erhaltener Turm mit Zinnen überragt den noch einigermaßen erhaltenen Hauptteil des Palastes, der an beiden Flügeln von kleineren Türmen mit Kuppeln begrenzt wird. Welch ein Gegenstück zum kaiserlichen Palast in Abdis Ababa! Hinter den Mauern des Schlosses in Gondar hätte man sich viel eher den Hof der vielleicht ältesten Herrscherfamilie der Welt vorstellen können, den Kaiser im weißen Mantel, die hinter weißen Vorhängen die Erlöserkirche umschreitende Kaiserin, den obersten Priester der Kopten in weißer Robe, den Priesterstab in der Hand, abessinische Wachen, speerbewaffnete Kavalleristen zu Pferde, Betende und Tanzende. Nur die in tadelloses Khaki gekleidete Garde hätte nicht ganz hierher gepaßt. Sie ist gänzlich europäisch gekleidet und von Kopf beinahe bis zum Fuß modern uniformiert, beinahe nur — sie geht nämlich barfuß. Auch der englische Schreibtisch im kaiserlichen Arbeitszimmer in Abdis Ababa, das diesen Verleitetische, das kaiserliche Privatbüro, das es im Schloß von Abdis Ababa gibt, sieht schlecht hinter diesen alten, halb europäischen und halbafrikanischen Mauern ausgemacht.

Gondar ist die Stadt der Kirchen. Die alte Erlöserkirche besteht zwar nur noch aus ein paar Mauerresten und verfallenden Böden, aber vierundzwanzig Kirchen sind noch

Handwerker aller Art wohnen in der leblos erscheinenden Stadt, und sie haben viel zu tun, denn der Markt ist der größte des abessinischen Nordens. Wenig Maschinen werden im Handwerk benutzt. Am häufigsten noch die Nähmaschine, mit der Satteldeden, Kleider usw. genäht und bestickt werden. Nur die Galatracht der Männer und der Schmuck für die Frau und das Maultier werden überall noch mit der Hand hergestellt.

Salz als Tausch- und Zahlungsmittel

Ein Markttag versammelt in Gondar fast ganz Abessinien. An solchen Tagen können selbst die zahlreichen Kirchen die Menge nicht fassen. Eine Prozession findet nach der anderen statt, und von weit her sind oft die Mönche in ihren gelben Kutten gekommen, um am Markttag in Gondar zu sein. Von den ausgestellten Waren fallen einem am meisten die zahlreichen Salzstangen auf, die man zu einem verhältnismäßig hohen Preis erwerben kann. Abessinien ist nämlich arm an Salz. Nur der Norden hat in den großen Salz- wüsten an der Grenze Eritreas in der Provinz Danakil (erst 1928 wurde diese Gegend genau erforscht und kartographiert) einen ausreichenden Salzvorrat, so daß Salz in Gondar, das gute dreihundert Kilometer (Luftlinie) von dieser Salz- wüste entfernt ist, noch einigermaßen erschwinglich ist. Nach dem Süden und Westen zu wird es immer teurer, bis es schließlich wertvoll genug ist, um an Stelle von Geld benutzt zu werden. Bezeichnend ist, daß das abessinische Wort für „Verchwender“ gleichbedeutend mit „Salzesser“ ist. In Gondar wird daher Salz außer zum Eigenverbrauch oermutlich häufig zu Spekulationszwecken erworben, wenn man auch am Markt von Gondar selbst in Salz statt in Maria-Theresien-Talern bezahlen kann. Gewöhnlich verkauft man das Salz in gleich schweren Stangen, um seine Verwendung als Tauschmittel zu erleichtern (nebenbei sei erwähnt, daß auch Patronen als Tausch- oder Zahlungsmittel erwünscht sind).

Somit findet man auf dem Markt von Gondar alles, was in Äthiopien überhaupt aufzutreiben ist. Gebrauchsartikel und Schmuckstücke, die meist in einem Kreuz bestehen oder wenigstens das Nationalsymbol Äthiopiens, den Löwen von Juda, tragen. Bei den Kreuzen verbindet man häufig das Heilige mit dem Angenehmen und Nützlichen. Sehr oft läuft das längere Ende des Kreuzes in einen Gebrauchsgegenstand aus, etwa in einen Ohrlöffel oder dergleichen, Krüge, Töpfe, Teppiche, Stoffe, Matten, Lebensmittel, Hüte, religiöse Artikel usw. vervollständigen das Warenlager von Gondar.

Der Geldumlauf ist in Abessinien sehr beschränkt. Daher bezahlt selten jemand in Talerstücken. Im übrigen tauscht man, so daß sich der Umlauf eines Marktes unmöglich berechnen läßt. Die Zahl der Tauschmittel ist neben dem schon erwähnten Salz nicht klein. Hier kommen auch zuweilen europäische Waren zu ihrem Recht: Für europäische Nähmaschinen kann man unter Umständen das Fünzigfache des wirklichen europäischen Wertes der Nadeln erstehen. Wenn man nicht befürchten müßte, den Wert seines Tauschmittels selbst herabzusetzen, müßte man sich mit einem Kräftigen Nadeln in Abessinien ganz gut durchs Leben schlagen können. In Abdis Ababa weiß man allerdings den Wert des Geldes und der Waren der „Fremde“ besser zu schätzen.

(Fortsetzung folgt.)

Die JAGD nach dem GLÜCK

ROMAN VON HANS SCHULZE

4. Fortsetzung.

Es war eine Bewegung der Abwehr, als ob sie damit die drängenden, quälenden Gedanken von sich abschütteln und das Gespräch auf eine ganz andere Bahn hinüberleiten wollte.

„Du hast mir eigentlich noch nie etwas von dir selbst erzählt!“ sagte sie. „Alles, was ich über dich weiß, weiß ich nur von Silber!“

Walter zuckte die Achseln.

„Viel ist von mir auch nicht zu berichten. Mein Leben verlief bisher in einer sehr einfachen Linie. Schon auf der Schule war ich ein Einspänner und bin es im großen und ganzen auch später geblieben. Am liebsten lag ich in meinem Segelboot auf der Müggel und las abends in kunstgeschichtlichen Werken herum. Du weißt ja, daß ich einmal Kunstgeschichte studieren wollte. Ich bin damit wohl von Mutter Seite her ein wenig belastet und hätte meinen Lieblingswunsch mit ihrer Unterstützung vielleicht auch durchgesetzt, wenn sie nicht gerade in der entscheidenden Stunde meines Lebens gestorben wäre. So schickte mich das Nachwort meines Vaters zuerst in die Fabrik und dann nach Amerika!“

„Und du hast dich jetzt mit deinem Schicksal ausgedöhnt?“

„Gott, wie man's nehmen will! Ich versehe meinen Beruf mit allem Ernst und gebe nebenbei nach Möglichkeit auch meinen Privatneigungen nach. So habe ich zum Beispiel in Mexiko eine Anzahl sehr interessanter Funde aus der Zeit Montezumas gemacht, die ich gelegentlich einmal veröffentlichen will. Im Grunde bin ich jetzt aber doch froh, daß ich in die Praxis des Lebens gekommen bin, denn die Zeit ist zu ernst, um seine Fähigkeiten in unfruchtbarer Buchgelehrsamkeit zu vergeuden!“

Mit einem verlorenen Blick sah Walter auf das Wasser hinaus, das jetzt in der Mittagsglut wie im Schmelzgefäß zitterndes Silber vibrierte.

Zur Rechten trieb eine große Zille von Nitolskoe herauf; die gewaltigen Segel standen dunkelbraun gegen den durchsichtigen Himmel.

Eine Steuerfrau mit weißer Sommerhaube bewegte mühsam das wuchtige Gefüge des mächtigen Ruders.

Die Schwannenfamilie kam langsam wieder zum Ufer zurück, empört blähte sich die Mutter mit gesträubtem Gefieder in die weit ausrollenden Kieselwellen des schweren Rahms.

„Dies Schifferdasein wirkt wirklich noch ganz vorweltlich und liegt doch dicht vor den Toren Berlins!“ sagte Eva, auf die ruhig gleitende Zille weisend. „Mich heimelt es so richtig an, denn ich war ja auch solch eine Wasserratte wie du, Walter! Jahrzehnte haben wir jeden Sommer am Meer gewohnt, und im Hafen von Neufahrwasser gab es kein Schiff, das ich nicht kannte!“

„Hast du vorhin die Front des Kavalleriehauses gesehen? Sie ist einem alten Danziger Patrizierhause nachgebildet!“

„Aber natürlich; ich kenne das Original ganz genau. Meine Handelschule lag ja dicht daneben. Auch eine kleine Konditorei mit einem weltberühmten Marzipan. Weißt du, manchmal habe ich eine so unbefriedigende Heimatsehnsucht nach meinem alten Danzig mit seinen stolzen Straßen und seiner Marienkirche, von der unser Geschichtslehrer immer sagte, sie sei so großartig gegliedert wie eine Wachsfigel!“

Ein stilles Leuchten stand plötzlich in ihren Augen.

„Ja, meine Jugend war schön und so sonnig. Bis Vater starb und dann die Not kam. Da war es plötzlich vorbei mit aller Poesie und Freiheit. Da sah ich von früh bis spät in einem Anwaltsbüro und tippete mir die Finger wund. Für ganze siebzig Mark monatlich. Und meine einsigen Freundinnen sahen allmählich immer beharrlicher über mich hinweg, wenn ich ihnen auf der Straße begegnete!“

Sie hatte sich bei den letzten Worten halb emporgerichtet, ihre Wangen glühten; als sie jetzt das verwirrte Haar aus der Stirn strich, schienen tausend zitternde Goldfunken unter den nervösen Bewegungen ihrer Hand daraus aufzuspringen.

„Lieber Walter“, sagte sie, und ihre Stimme bebte leise in verhaltener Erregung. „Du hast neulich an einer geheimen Wunde meines Herzens gerührt, als du von dem Rätsel meiner Ehe sprachst. Sieh, auf Danzig folgte Berlin. Doch was ich in Berlin fand, das war nicht das Berlin meiner Sehnsucht, das Berlin der Romane, mit denen ich mir einst den Kopf verchlagen hatte. Es war das Berlin der Arbeit, der Öfen, dessen Größe ich damals nicht begriff, in dem ich nur den Feind meiner Jugend sah. Das Herz hätte ich mir manchmal aus dem Leibe weinen mögen, wenn ich abends an meinem Fenster am Mariannenplatz saß und das ganze graue Leben um mich her mit dem verglich, was ich mir einst in törichten Phantasien erräumt hatte!“

Da wurde zu allem meine Mutter schwerkraut — es kamen Tage, an denen sich hungrig zu Bett ging, um für sie die teure Medizin kaufen zu können. Und gerade zu jener Zeit trat dein Vater an mich heran, bot mir alles, was die Welt an Schönheit zu verschaffen hat, und ich gab ihm dafür meine Jugend und mein Glück!“

Es war wieder still geworden.

Die Luft hing reglos, dunkelschwer zwischen den Bäumen.

Ein Fischweiber stand hoch oben in dem blauen Himmel und ließ dann plötzlich wie ein Stein zum Wasser hinab.

Eva erhob sich.

„Komm!“ sagte sie, ein paar Nadeln aus ihrem Rock klopfend, „wir wollen jetzt gehen. Ich werde sonst noch ganz schwermütig. Vergiß, was ich dir gesagt habe. Es kam vorhin so über mich. Ich werde mich in Zukunft bemühen, verständlicher zu sein!“

Die frische Luft einer sternklaren Nacht strich Walter um die Stirn, als er gegen Mitternacht mit Eva den Bahnhof Grunewald verließ.

Sie hatten den ganzen Abend im Schwebischen Pavillon gesessen, waren dann durch die einsame Wannsee-Kolonie gekümmelt und erst mit dem letzten Vorortzug wieder zur Stadt zurückgekommen.

Das Auto war schon am Nachmittag heimgeschickt worden.

Nach der langen Segelfahrt des Tages hatte es sie noch einmal nach einem Wanderweg durch die stille Felseninsel geführt, der sie nach dem letzten Felsen in dem blauen Mondlicht vor ihnen breitete.

Zur Linken schimmerte der Hundehäusersee herauf.

Schwerer Duft wauchte von seinen Ufern und seine Funkenwärme legten zuweilen über die schweigenden Wasser, als riefe ein Fieberschauer über einen heißen Leib. Unwillkürlich hängte sich Eva schwerer in den Arm ihres Begleiters.

Der nächtliche Wald, den sie nur aus hellen Sommerlagern wie ein launiges Mädchen in lichtgrünem Gewande kannte, erfüllte sie jetzt mit einem unbestimmten Angstgefühl, als sei ein jeder der ragenden Kiefernstämme ein drohender Feind mit einem unheimlichen Gefolge raunender Gestalten hinter sich.

Im Restaurant brannte noch Licht. Der heitere Lärm einer ausgelassenen Gesellschaft klang aus der Weinabteilung.

Ein Auto hielt vor dem Gartentor des Eingangs.

Dann wieder Dunkel und Schweigen.

Nur der Mond hing einsam in dem fernen Nachthimmel, und die lange Linie der Landstraße zog sich wie ein tief-schwarzes Band zwischen den dunklen Höhen des Forstes zur Königsallee hinaus.

In Walter hatten sich die ersten Akkorde der leisen Liebesmelodie der Fraueninsel allmählich zu einer Dissonanz von kaum mehr erträglicher Spannung gesteigert.

Niemals war es ihm klarer gewesen als in dem großen Frieden dieser stillen Nacht, daß es für ihn von nun an nur noch eine Frau auf Erden gab, die Frau, die ihm so nahe zur Seite schritt, daß ihr Haar zuweilen seine Wangen streifte, und die doch gerade ihm für alle Zeit in unerreichbare Ferne entrückt war.

Immer wieder überfiel es ihn wie eine süße Lockung, sie in seine Arme zu nehmen und ihr zu sagen, wie er sie liebe, ohne Schranken und Vernunft.

Und dann war wieder nur ein großes Erschrecken in seiner Seele und eine heiße Scham, wie er sich mit jedem seiner Gedanken an dem Manne verging, dem er sein Leben verdankte, der ihm kein kostbares Gut arglos anvertraute, weil er es nirgendwo besser behütet glauben konnte als unter dem Schutze des eigenen Sohnes.

„Wollen wir schon ins Haus oder schenst du mir noch einige Minuten?“

Sie waren durch den Garten langsam zur Villa heraufgekommen und standen jetzt vor den Blumenrabatten des Terrassenaufganges, aus denen ein betäubender Duft lag und schwer, wie mit Händen zu greifen, emporstieg.

Eva zögerte.

„Ich weiß nicht“, sagte sie leise. „Ich bin sehr müde.“

Doch sein bittender Blick bezwang sie.

Dann saßen sie in den bequemen Korbfesseln der Veranda und schauten eine Zeitlang schweigend in die weiße Nacht hinaus.

Es war fast taghell ringsum, eine kahle, bläuliche-weiße Hölle, daß man den eigenen Schatten auf dem Boden sah.

Nichts regte sich, kein Laut, kein Stimmenklang.

Nur der Springbrunnen im Grund des Parks rauschte unablässig mit leisen Bläselgeräuschen, daß er wie eine zarte duftige Melodie ferner durch die große Stille zitterte. —

„Eva!“

Walter hatte sich bald zu ihr herübergebeugt und den rechten Arm um die Lehne ihres Sessels geschlungen. Ihr Kopf lag weit im Nacken zurück, die wunderbaren Augen leuchteten tiefer und voller wie je zuvor.

„Ich danke dir für den heutigen Tag!“

Sie nickte leise und streichelte seine Hand.

Und dann traf sie auf einmal ein so seltsam verwirrtes, flackerndes Bild, daß ihr das Herz in jäh ausbrechender Angst bis zum Hals heraus klopfte.

„Laß mich gehen, Walter!“ bat sie leise. „Es ist besser für uns beide!“

Fast gewaltsam hielt er sie im Sessel zurück.

„Das weiß ich, Eva!“ stieß er heiser hervor. „Aber ich kann nicht anders. Es ist Wahnsinn und doch muß ich es dir sagen, wie ich dich lieb habe. Über alles auf der Welt! Für immer und ewig! Nur dich!“

Seine Stimme ersackte in der grenzenlosen Erregung. Er wußte nicht mehr, was er tat.

Seine Arme schlossen sich krampfhaft um ihre schmalen Schultern.

Zwei zuckende Lippen tasteten suchend nach den ihren. Und dann küßte sie sich auf einmal getüßt, gepreßt in tödlich-starker Umarmung, daß ihr für Augenblicke fast die Besinnung schwand. —

„Walter, laß mich!“

Mit einer letzten Anstrengung hatte sie sich von ihm losgerissen.

Leichenblass standen sie sich sekundenlang reglos gegenüber.

Ringsum das große Schweigen der Nacht.

Nur das unablässige Schallen der Zitate hing wie ein einziger, langgedehnter Ton über den schlummernden Parkwiesen.

„Eva!“

Die ganze verhaltene Leidenschaft des Mannes klang durch die weichen Laute des geliebten Namens.

„Kannst du mir vergeben?“

Sie richtete sich höher empor; ein seltsames Zittern lief über ihre dunklen Pupillen.

„Ich will vergessen, was geschehen ist“, sagte sie langsam, mit Nachdruck auf einem jeder ihrer Worte verweilend, „wenn du mir versprichst, daß es sich nicht wiederholen soll. Sonst müßte ich dich allerdings bitten, daß wir beide uns nicht wiedersehen!“

Ein kaum merkliches Neigen des Kopfes.

Ein leises Aufsteigen von Frauenkleidern.

Er war allein!

Jetzt erst kam ihm mit vernichtender Deutlichkeit zum Bewußtsein, was er getan hatte.

Er hatte gegen die Frau des eigenen Vaters die Hand erhoben, ihm, dem ruhigen, ernsten Manne, hatte diese unselige Leidenschaft den letzten Rest von Beherrschung geraubt.

Mit schweren Schritten ging er endlich nach seinem Schlafzimmer hinauf und begann sich langsam im Dunkeln zu entkleiden.

Ihm graute vor dem Licht, der Hölle, die Scham des Zurückgewiesenen schwebte wie ein heimliches Feuer in seinem Herzen.

Dann stand er lange an dem weitoffenen Fenster und lehnte die schmerzende Stirn gegen das Fensterkreuz.

Irgendwo im Hause schlug eine Uhr mit langaus-hallenden Schlägen.

Und plötzlich schien es Walter, als ob aus der schwebenden Stille des einsamen Raumes allerlei anklagende mahnende Stimmen gegen ihn angingen, und aus dem seltsamen Stimmengewirr klangen ihm auf einmal wieder Evas Worte ins Ohr, mit denen sie heute die Weichte ihrer Ehe beschloffen hatte:

„Ich gab ihm meine Jugend und mein Glück!“ —

Mit einer Bewegung von Hilflosigkeit und krampfhaftem Trost hob er die Arme.

Seine Blicke richteten sich mit einem suchenden, bohrenden Ausdruck in die dunkle Ferne des nächtlichen Parks, der wie ein ernstes, feierliches Gemälde vor ihm stand.

In diesem Augenblick war nichts in seiner Seele als eine grenzenlose Eifersucht und der ganze unverföhnliche Haß des Verschmähten gegen den anderen, den Unbekannten, der einst das Glück seiner Jugend gewesen war.

In einem sinnlosen Zerstörungstrieb ballten sich seine Hände um den eisernen Fensterriegel, als ob sie ihn aus dem harten Holz herausreißen wollten.

Dann warf er sich mit erstiktem Laut auf sein Bett.

Nur schlafen, nur schlafen!

Am liebsten überhaupt nie wieder erwachen!

6. Kapitel.

Seit einer Stunde schon verhandelte Axel mit dem Vertreter seines Londoner Schneiders, den er sich gleich nach seiner Rückkehr aus Bremen nach der Jenaer Straße bestellt hatte.

Die Beratung der beiden Herren war mit all der sorgfältigsten Gründlichkeit vor sich gegangen, die der wichtige Gegenstand von Axel's Hochzeitsgarderobe erforderte.

Der elegante junge Engländer, der fast sämtliche europäischen Sprachen beherrschte und mit seinen Kunden in der vornehm lässigen Art eines Vordirektors zu verkehren pflegte, hatte ihn an der Hand seines umfangreichen Musterkoffers eingehend über die letzten Neuheiten der Londoner Herrenbekleidungskunst unterrichtet, bis Axel seine schwungvollen Ausführungen über die Westenschnitte und Hutformen des Prinzen von Wales endlich mit einiger Ungebuld unterbrochen und die Geschäftsverbindung durch eine größere Bestellung zu einem vorläufigen Abschluß gebracht hatte.

Die Tür hatte sich kaum hinter dem Londoner Besucher geschlossen, als die Wirtschafterin eine neue Karte hereinbrachte und gleich darauf Walter ins Zimmer trat.

Er sah blaß und angegriffen aus, eine nervöse Unruhe stand in seinem Gesicht und tiefe Schatten lagen um seine Augen.

„Ich hatte gegen Mittag schon einmal bei dir angerufen“, sagte er nach der ersten Begrüßung, „und wäre dir dankbar, wenn du zur Erörterung einer wichtigen Angelegenheit vielleicht eine halbe Stunde für mich übrig hättest!“

Selbstverständlich, sehr gern! Nur bitte ich dich, mich vorher noch für ein paar Augenblicke zu entschuldigen. Ich bin gerade im Begriff, mich für einen Besuch bei Silber umzukleiden. Dann stehe ich gern zu deiner Verfügung!“

[Fortsetzung folgt.]

Unpolitische Chronik

Neu, 8. Dezember 1935

„Der Kuppeln“

So hätten wir also glücklich den sogenannten kuppelnen Sonntag gepaßt, und in die Freude wegen der Nähe des Weihnachtsfestes mischt sich der Schmerz der Geschäftsangestellten, die die drei kommenden Sonntage tätig sein müssen, zu welcher Tätigkeit wir ihnen verständnisvoll die Hand drücken; das soll nicht wortlos geschehen, vielmehr muß man dabei sagen, daß sie sozusagen eine „christliche“ Tätigkeit ausüben und daß sie eine so wesentliche Hoffnung ihrer Chefs und Geschäftsinhaber sind, daß sie sich eigentlich geschmeichelt fühlen müssen; aber für solche trostvollen Worte kann sich natürlich kein Mensch etwas kaufen, eher wird es darum tröstlich erscheinen, wenn wir den vielen, die morgen in ihren Geschäften sonntäglich tätig sein müssen, sagen, daß wir von der Zeitung überhaupt keinen Sonntag kennen. Für uns ist so ziemlich jeder Sonntag ein ausgedehnter Arbeitstag, und wenn selbst die Pferde sonntäglich im Stall stehen, dann müssen wir irgendwas besorgen und über irgendwas schreiben. Nicht nur vom Sport, sondern auch von den verschiedenen Veranstaltungen in Stadt und Land, wenn Medien gehalten oder Feste gefeiert werden, wenn sich Kaninchen, Hühner, Tauben, Geflügel, Kammerngeier und Milpferde zur Beurteilung und zwecks Dekoration mit goldenen, silbernen und bronzernen Medaillen vor- und ausstellen, wenn irgendwo Schützen marschieren oder Pferde rennen, Museen eröffnet oder auch wieder geschlossen werden, wenn Theater gespielt wird oder Hockey, Handball oder Fußball oder sonstwas Aufregendes, kurz

„wo irgendwo sich was ereignet, wird's von der Zeitung aufgezeichnet...“ würde Wilhelm Busch sagen; aber er hat es nicht gesagt, sondern der unpolitische Chronist hat sich erlaubt, à la Wilhelm Busch zu dichten; möge es ihm niemand übel nehmen. Der langen Rede kurzer Sinn ist der, daß sich die Geschäftsangestellten, Verkäufer und Verkäuferinnen keines ihrer sicher doch sehr kostbaren Beine ausstrecken sollen, wenn sie morgen tätig sein müssen; es hat keinen Zweck und es ist durchaus schmerzhaft wahrscheinlich, sie können sich an uns trösten.

Wir Laien wenden uns indessen — unbeachtet solcher innerer Vorgänge bei den direkt Beteiligten — dem Ereignis selbst zu, das wir seit vielen Jahren den kuppelnen Sonntag nennen. Bei dieser Gelegenheit pflegt man zu sagen, daß dieses der Tag der „Gez.“-Deute sei, weil sich die Käufer-Anwärter an diesem Tage erst einmal die Bäden ansehen; im vorigen Jahre habe ich — glaube ich — Ähnliches und fast ebenso Geistvolles von diesem Tage gesagt, um mich dann allerdings am kuppelnen Sonntag selbst darüber belehren zu lassen, daß das garnicht stimmt; sicherem Vernehmen nach wird an diesem Tage schon ziemlich gekauft, weil eben gerade an diesem Sonntag, der noch feische und knusperige Monat gewisse Voraussetzungen im Geldbeutel schafft, die diese Kaufstätigkeit fördern sollen. Auch unser so herzlich geliebtes Hinterland, dem man nicht mit Unrecht nachsagt, es pflege keineswegs häufig und in überhitzter Eile zu kaufen, liebt seit je den kuppelnen Sonntag, weil dann eben noch alles so „frisch“ ist; sicher werden die Neuffer Geschäfte wieder zeigen, was sie können, und sicher werden sie es den Aspiranten schwer machen, ungekauftabund weiter zu wandeln.

Aber der Chronist wollte in diesem Jahre eigentlich einmal nicht über dieses ansonsten unvermeidliche Thema schreiben; er ist aber der „kuppelnen-Sonntags-Pychose“ erlegen, da er sah, daß sich die Neuffer Geschäftsleute so sehr anstrengen, damit alles wohlgefallig und lodend aussehe. Wir Männer kriegen ja immer so um diese Zeit herum die „Debanell“ (kann mir übrigens ein Fachmann sagen, was „Debanell“ eigentlich richtig heißt?), wenn wir endlich darüber aufgeklärt sind, daß es für die Erwachsenen gar kein so weltlich beschönendes Christkind gibt, und daß wir alles bezahlen müssen. Doch — wie gesagt — lammer das lassen! Lammer lieber mal genau überlegen, was wir morgen Aufbringendes am kuppelnen Sonntag tun könnten.

Kuolue Wuel?

Wer gelegentlich an den Gerichten zu tun hat, der weiß auch von jenen tätlichen Beleidigungen, die sich schon einmal in einer Ohrfeige zu äußern pflegen; über Wert und Unwert solcher Handlung kann man natürlich sehr gut geteilter Meinung sein; meistens und durchweg wird man sich allerdings für das Prädikat „Unwert“ entschließen, und meistens wird auch dieses Prädikat vor Gericht verhängt, indem der Ohrfeigende meistens im Nachteil bleibt insofern, als er seine Tätigkeit mit der bußweisen Zahlung von einigen Rechen büßen muß, sofern die Ohrfeige keine besonderen Folgen gehabt hat. Zuweilen lesen wir ja auch in der Zeitung, daß Ohrfeigen sehr unangenehme Folgen haben, die nicht nur die leichte Rötung und Schwellung der also unfreundlich behandelten Wangen zur Folge haben, sondern die eben ernster ausgehen. Das hängt jeweils mit der Muskelkraft und mit dem Joren des Ohrfeigenden zusammen.

In Frankreich sind Ohrfeigen relativ billig; denn dieser Tage ist in Paris ein Abgeordneter, der einem „Kollegen“ eine Ohrfeige verpaßt hatte, vor dem Gericht in eine Geldstrafe von 16,— Francs genommen worden, was nach unserer Währung einen Betrag von rund 2,65 Mk. ausmacht; damit der so hart bestrafte Abgeordnete und Parlamentarier aber an dieser Geldbuße nicht wirtschaftlich zu Grunde ginge, hat er auch noch Bewährungsfrist für diese Geldbuße erhalten; wenn er also in

der nächsten Zeit nicht wieder rückfällig wird, kann er sich in Kürze rühmen, den Abgeordneten gratis und franco geohrfeigt zu haben; vielleicht aber verleitet der billige „Einkaufspreis“ und Tarif den temperamentvollen Herrn dazu, nächstens gleich eine ganze Serie von diesem Artikel unter das Volk zu bringen, wobei man noch sogar damit rechnen kann, daß die französischen Gerichte bei Abnahme größerer Mengen auch noch einen gewissen Rabatt gewähren, wie das ja im größeren Handel üblich ist; 12 Stück für 25,— Mk. sollte in einem solchen Falle angemessen sein, falls wir den Maßstab des französischen Gerichtes, das den ersten Fall behandelt hat, zu Grunde legen.

Und nochmal: „Der alte Hafen“

Unsere Veröffentlichung „Geschichten vom alten Hafen“ hat uns eine weitere Zuschrift von einem alten Neuffer eingetragen, der wir hier Raum geben wollen.

„Die Stadt war damals klein, und die Erst war es auch; sie umfaßte mit zwei Armen die Stadt. Der

eine Arm

ging am Obertor bei Kaumanns in die Delmühlen von Kallen und Linden und in die Muehmühle von Jnhoffen. Diese lag rechts vom Obertor und wurde vom Brand zerstört und nicht mehr aufgebaut; dadurch wurde das Obertor an dieser Seite frei. Die Muehmühle bezogen ihre Treibkraft aus dem Erstkanal; ein wenig mehr nach Süden, wo der Wasserfall ist, lag eine Holzschnidmühle, welche Besenstiele, Besenhölzer und Bürstenhölzer schnitt. An der früheren Sels'schen, jetzt Oberbed'schen Kergensfabrik vereinigten sich die Wasser, dort begann der erste Hafen. Vom Seffentor ab lag der Hafen früher voll von Floßholz der Firma Werhahn, und die Firma holte sich aus diesem Lager das Holz zur Verarbeitung, so wie sie es brauchte. Am Sägewerk wurde das Holz mit der Hand zerlegt; ein Mann stand hoch, einer tief. Durchweg waren 20 bis 30 Mann dort so beschäftigt. Der Abfall wurde als Brandholz für die zahlreichen Reflektanten liegengelassen. Am Seffentor war auch damals schon der Zollhafen. Hier wurden die Schiffe entleert, die zollpflichtiges Gut hatten; meistens waren es Schiffe mit Delaaten. Die Entleerung geschah nicht mit Kranen, sondern durch die Hand. Hierbei waren immer viele Kolonnen von 4 bis 5 Mann tätig. Diese trugen die Säcke auf den Karren; durchschnittlich wurden täglich 4—6 Doppelwaggon von diesen Kolonnen im Afford verarbeitet. Hier bezogen wir als Jungen auch unsere Delnüsse, die aus den beschädigten Säcken flossen; zuweilen wurde auch bei solcher „Beschädigung“ nachgeholfen. Fässer und Kisten wurden mit dem Kran aus den Schiffen geladen. Der Kran wurde von zwei Männern gedreht. Dies wurde mit dem Schubkarren aus dem Schiff geholt, wozu für die Arbeiter eine gewisse Kunstfertigkeit gehörte, wenn sie über die schmalen Stege fahren mußten. Der Hauptabnehmer für Kies war die Gemeindeverwaltung, da Wege und Straßen damit verarbeitet wurden. Am Hafen vorbei konnte man übrigens früher bis nach Heerdt gehen; das ist noch garnicht so lange her. Die großen Schiffe wurden durch Pferde oder auch durch Menschenkraft in den Hafen gezogen; kleinere Fahrzeuge — oft auch gar größere — wurden mit einer langen Stange vom Schiff aus in den Hafen bugliert.

Der

zweite Erstarm

ging an der zweiten Promenade vorbei dem Jolltor zu; vom Jolltor bis zum Hammtor waren damals noch keine Straßen; dort gab es nur Gassen und Gärten. Die Wispelsträucher waren

lange Jahre hindurch das geschätzte Ziel jugendlicher Deutmacher; die im Wasser abtreibenden Früchte wurden oft genug unter halbschwerfischen Schwierigkeiten aus dem Wasser geholt; am Niedertor trieb die Erst das Werk der Reinhardt'schen Niedertormühle, der späteren Gehr'schen Mühle. Auf der anderen Seite der Niedertormühle war nur ein Fußweg, der zum Rheintor ging; auch dieser Teil des Erstarmes war der Schauplatz der verschiedensten Spiele und Abenteuer der Neuffer Jugend. Man konnte ein Buch davon schreiben.

Hundert Meter von der Mühle entfernt lag das „warme Bällsche“. Dort sammelte sich das warme Wasser der Muehmühle Werhahn von der Krefelder Straße; es wurde durch Rohre hierher und dann zur Erst geleitet. Die ganze Woche über standen hier viele Frauen mit ihrer Wäsche. Am unteren Ball war auch die Seilerei und Kanferei Hofer, wo mit der Hand das Spinnrad gedreht wurde, um Seile und Fäden zu spinnen. Am Rheintor war eine große Bleiche; wenn einmal ein Stück Wäsche in das Wasser der Erst fiel, mußte der alte Hofer helfen, es wieder herauszufischen, was meistens bei Blosers „Schleuß“ gelang. Hier, kurz vor dem Eintritt dieses Erstarmes in den Hafenkanal war übrigens auch eine Badegelegenheit, wo wir zuweilen gar mit unserem Lehrer badeten.

Die Wallmauer selbst war für allerlei nützliche Dinge gut; hier waren lange Stangen angebracht, an denen das für den Viehmarkt bestimmte Vieh angebunden wurde; wenn dann ein Koppel zusammen war, dann wurde dies nach Düsseldorf oder Krefeld oder Gladbach getrieben; diese Reisen haben wir Jungen oft mitgemacht, bis Oberkassel oder bis Osterath gar; dafür gab es dann ein paar Pfennige Geld.

Der Viehmarkt war immer des Montags; um Mitternacht schon wurde begonnen, das Vieh zur Wieje zu treiben; die Nachbarschaft hatte dann nicht viel Ruhe in dieser Nacht. Nachmittags wurde gereinigt; das war immer eine große Aktion, aber die Viehmarktgeschichte hatte doch auch ihre guten Seiten; es gab an diesen Tagen billige Milch, und in den meisten Häusern der Nachbarschaft gab es Milchsuppen und Milchreis in großen Mengen.

Soweit erzählt unser Einsender von seinen Erinnerungen, die sicher nicht nur die alten Neuffer interessieren werden.

Die Vorzugen müssen wir haben

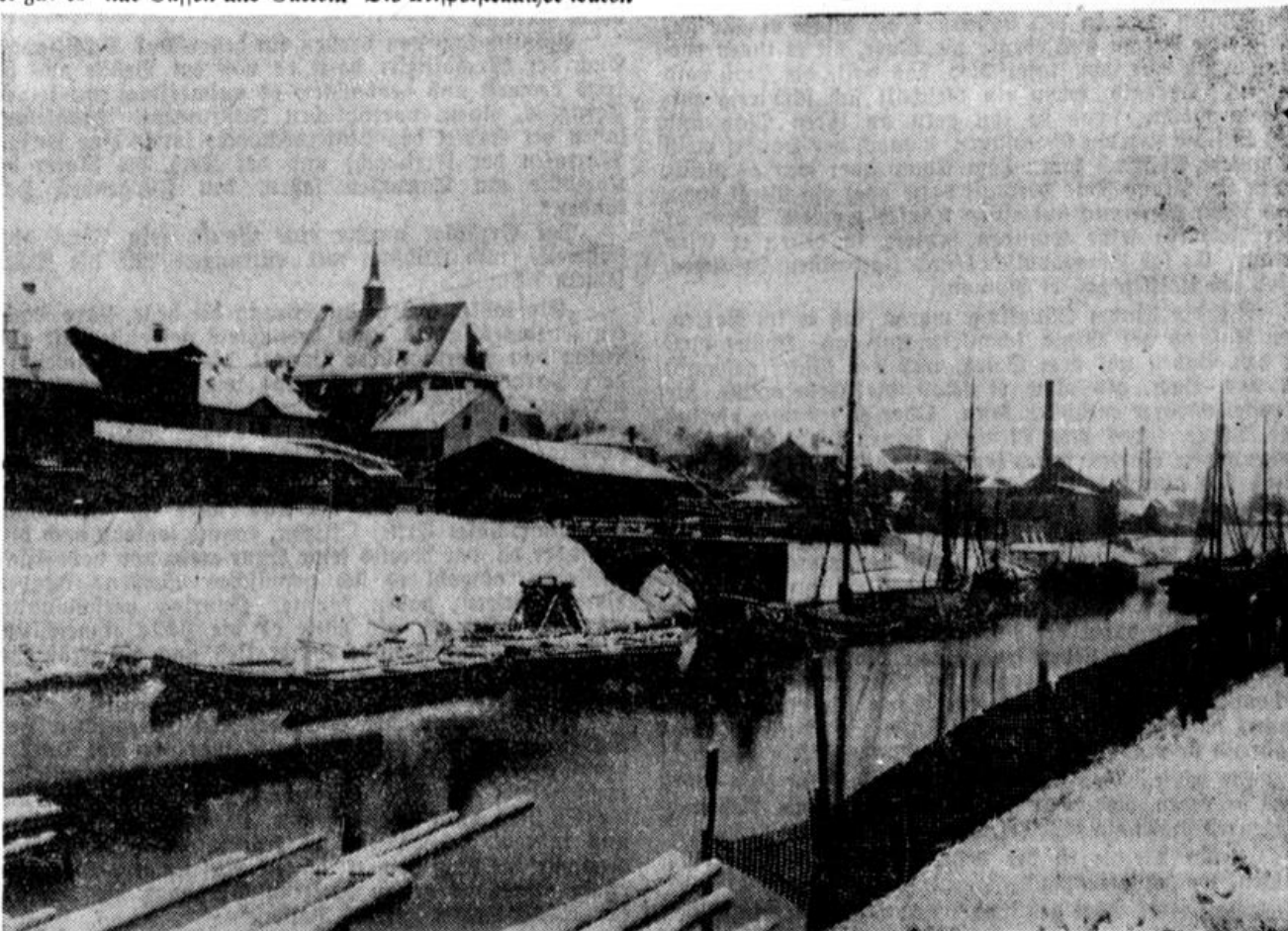
Ich habe es dieser Tage in einer Zeitung gelesen; die Nachricht kamnte von der „United Press“ aus London, und sie lautete so:

London, 7. November.

„Der Prinz von Wales hat in Savile Row mit seinem neuesten Anzug Sensation hervorgerufen und — einen neuen Hosenstil geschaffen. Künftig wird der gut angezogene Herr seine Hosen also kürzer tragen und den Knid in der Bügel-falte ängstlich vermeiden, der bisher als elegant galt und sich infolge des Aufstehens der Hose auf den Schuß bildete. Von nun an müssen die Hosen glatt und gerade herunterhängen, und gleichzeitig wird auch das Fadett nicht mehr tailliert werden, sondern ebenfalls eine gerade Linie zeigen.“

Donnerwetter, das ist lästig für uns gutangezogene Herren; da müssen wir uns schon wieder einen ganzen Schrank voll Anzüge machen lassen, damit wir vor der Welt bestehen können. Uebrigens ist die Sache überhaupt nicht so schlimm, wie sie auf den ersten Blick für uns Männer ausfallen könnte; wir ziehen einfach die „Hosen“ so stark in die Höhe, daß wir den englischen Modeanforderungen vollkommen gerecht werden, falls wir überhaupt „mitmachen“ wollen. Ehe die Mode über den Kanal zu uns gekommen ist, können wir ja die alten Sachen noch auftragen; dagegen kann auch der Prinz von Wales doch nichts haben, neivahr?

Dies



Der alte Hafen im Winter

Foto: NGZ-Archiv

So ein Mann . . . / Von Ella Luise Rauch

Die Stasi, des Suggenberger's älteste Tochter, hatte dazumalen nicht besonders gute Cheausichten gehabt. Zwar besaß der Suggenberger das schöne altväterliche Haus im Wingerdorf, mit großer Kellerei und Ladenhandlung, dazu Weinberge auch und manchen Bektar Ackerland — der künftige Schwiegersohn konnte sich also gar wohl in ein warmes Nest betten — aber es war noch die zweite Tochter da, ein armes Gelähmtes, die wollte die Stasi mit in die Ehe bringen, und das schien manchem kein einträgliches Mitgebringe. Außerdem hatte die Stasi ihren Stolz. Keineswegs hätte sie irgendeinen genommen, obgleich sie auch nicht rechnen konnte, wegen ihrer Schönheit gewählt zu werden. Sie war jung und gesund,



Zeichnung: Krusch

hatte eine frische Haut und klare Augen und war eine Rasche, aber um sich in sie zu verlieben, da fehlte es, wie so die Leute meinten, an allem.

Trotzdem hatte sie durch Vermittlung der Väter den stattlichen Mann bekommen, um den sie viel beneidet wurde. Zwei Kinder kamen, wohlgebaut, von guter Art. Und die Sorgen, nun, die sießen sich tragen. Das Glück, sein an der Ladentür himmelte mehr, als dem Manne lieb war, der Wein kam goldentlar in die Kasser, der Zins auf die verpackten Äder lief pünktlich ein — was fehlte?

Doch Frau Anastasia seufzte viel. In der Stille für sich, aber auch hörbar. „So ein Mann —“, pflegte sie zu sagen und zuckte dabei die rundliche Schulter. Es lag Hoffnungslosigkeit in der Bewegung, aber die Stasi war viel zu resolut und angriffig, um Hoffnungslosigkeit aufkommen zu lassen.

Es war halt mit dem Adam nun so. Sie hielt dafür, es sei Veranlassung, denn nur, weil er durch die Zeitverhältnisse in seinem Beruf nicht fortgekommen, brauchte er nicht dieser Mensch ohne Tatkraft und Unternehmungsgeist zu sein.

Es konnte vorkommen, daß sie ihn bei sich einen Trottel nannte, wenn er sich zu nichts aufraffen konnte, aber wehe doch, hätte ein anderer sich solche Meinung erlaubt. Das fiel wohl auch seinem bei. Denn der Adam war ein großer, hübscher Mann, wohlgebildet, mit warmen, strahlend blauen Augen. Wegen dieser Augen kamen die Frauen gern in den Laden. Doch blühte er alle auf die gleiche Art an und ebenso die Ware, die er ihnen verkaufte. Da war kein Unterschied, das hatte die Stasi bald heraus. Deshalb, wenn ein Geschäft sich schwierig entwickeln mochte, schob sie ihn gern an ihren Platz und ließ ihn die Kundin überbläuen, wonach der Handel meist zu gutem Abschluß kam. Dem Adam aber war es gleich, ob er ein Pfund Reis verkauft hatte oder ein Gerät etwa, das schon jahrelang auf einen Käufer wartete. Wenn er nur Zeit für seine Stunden bezieht, in denen er leben konnte. Er las Biographisches und Sachwissenschaftliches, aber am liebsten las er Romane.

Als die Kinder Säuglinge waren, saß er im Garten, den Fuß an der Wiege, schauelte und las. Später hielt er den Buben auf dem Schoß, und der blickte gespannt in das Buch, als ob er schon die Geheimnisse, die Druckerwärde enthüllen kann. Oder er träumte uferlos ins Blaue, indes das Dirlein, seine Schwester, untersuchen den Garten durchsuchte und die kleine Mutter Stasi sich abrannte und an sechs Stellen zugleich hätte sein müssen.

Wohl, der Adam sparte ihr ja eine Ainderfrau, aber hatte sie zu dem Zwecke einen Mann genommen? „So ein Mann!“ seufzte sie und eiferte mit den Handwerker über eine Rechnung oder trug sonst strittige Gängel aus. Nimmer wäre dabei der Adam zu brauchen.

Sie war fürs Leben froh, einen Mann zu haben, der nicht wie die anderen abends im Wirtshaus über dem Schoppen saß. Aber war es eine Sache für einen Mann, immer daheim bei der Frau zu sitzen? Vorzulesen auch, während sie einschlief. Bei ihrem Tagewerk kein Wunder.

Sie bestete. „Geh unter die Männer Trint ein, hör, was sie reden. Red mit. Ist kein Dummer mit. Red und Gegenred macht ein bissle Witz. Kannst's brauchen.“

„Unser Weinte ist der beste. Warum soll ich eins zahlen, wo ich net mag.“

„Halt recht. Aber geh immer und schärf dir den Witz.“

„Da brauch's andere. Mit die, wo da saufen.“

„Aber daß dich's nur freut, so nichts zum Tummeln zu haben!“

„Ist allerweil Friede bei uns. Wär das nimmer das Beste?“

Er strahlte sie mit den blauen Augen an. Sie seufzte. Heilige Mutter, so ein Mann!

Dann kam der Tag, an dem sie mit allen Änderungsversuchen Schluß machte. Der Adam war mit den Leuten in die Weinberge gefahren. Sie hatten genug zu schaffen, die Bingerie zu überspringen, und würden spät heimkommen.

Da kam nachmittags einer ins Dorf gerannt, in den Laden zur Stasi. Sie möge nur gleich den schicken — eine Schwester mit Belebungsmitteln etwa —, ihr Mann sei vom Wagen gestürzt, tat liegen und sich nimmer rühren.

„So ein Mann! Was man dem auch anschafft! Das Buch vor der Nase und in den Tod gefallen — so einer ist der. Hat er gelesen?“

Ihre sonst rosige Haut schimmerte kaltweiß, aber während schrie sie den Boten an. Der wußte nichts. Er hatte kein Buch gesehen.

Sie steckte eine Gasse ein, schloß den Laden und ging oder lief, wie sie war, heraus zum Weinberg, eine halbe Stunde lang Trab.

Da lag Adam friedlich auf der Böschung und las. Ein nasses Tuch war um seinen Kopf gewickelt.

Der fliegende Holländer

Wahre Begebenheit nach einer Eintragung in dem offiziellen Reisewerk „Die Fahrt der Bachante“

Von J. H. Wayne

„Aber, Jefferson, Sie werden doch nicht abergläubisch sein? Geistesput, Alabautermann, Weiße Frau und wie sie alle heißen — ist doch alles Unsinn, Schreckmittel für kleine Kinder oder meinetwegen Überbleibsel früherer, in tiefer Finsternis des Geistes befangener Jahrhunderte.“

Der alte Seemann wurde ernst. „Sagen Sie das nicht, Kapitän, denn ich habe selbst einmal den fliegenden Holländer gesehen.“

Jack Mainwaring, der Jüngste der fröhlichen Tafelrunde und unverbesserliche Spötter, lachte auf: „Hört ihn, unseren Will, er hat —“

„Den fliegenden Holländer“ lebhaft mit diesen meinen eigenen Augen, die heute noch scharf genug sind, um den kleinsten Druck ohne Brille lesen zu können, gesehen“, ergänzte Jefferson unbeirrbar.

„Erzählen, Will, erzählen!“ drängten die Seelente. „Na, meinetwegen“, sagte der immer noch rüstige Alte, „zuvor aber möchte ich wissen, wie viele hier an diesem Tische sitzen.“ Es ist gut, wir sind nur zu zwölft, ich will beginnen.

Die jungen Männer saßen sich an. So vernünftig er sonst war, schien der alte Jefferson doch auch wieder manchmal ganz sonderbare Scherzen zu haben.

„Es war im Jahre 1881. Unsere Prinzen Albert, Georg und Viktor machten damals auf der „Bachante“ eine Reise um die Welt, und ich diente auf dem guten alten Schiff als Steuermann. Man schrieb den 11. Juli. Wir kamen von Sydney und befanden uns um vier Uhr morgens bereits über einen Tag im offenen Meer. War eine gar schwüle Sommernacht damals dort unten nahe am Äquator, und ich hatte soeben meinen Dienst angetreten, nicht aber etwa zuvor einen kräftigen Schluck zur Stärkung zu mir genommen, wie du, Jack, wahrscheinlich wieder glauben wirst. Die See war ruhig, glatt wie ein Spiegel, nur ein phosphoreszierender Schein lag auf den unendlichen Wassern, und die Sterne und der alte Mond übergoßen unser schönes Schiff mit milchtem, silbernem Licht. Auf der Brücke wandelte regelmäßig wie ein Uhrzeiger unser Erster Offizier auf und ab, und hoch oben im Ausguck saß Bob Bateman, mein Kamerad und bester Freund.“

Plötzlich kam von droben ein heller Ruf: „Schiff aboi!“ Auch der Wachoffizier hatte es von der Brücke aus bemerkt und beobachtete es aufmerksam mit seinem Fernglas, einem vorzüglichen Instrument. Desgleichen saßen der Kapitän der Hinterdecke sowie eine Anzahl Matrosen der Freiwache und der Koch, die hinter der Kombüse auf Taurollen saßen, den fliegenden Holländer.“

Der Erzähler machte eine Pause, sein Atem ging stockweise, und mühsam nur entzogen sich die Worte seinem Munde.

„Ein fahler Schein durchdrang die helle, klare Nacht, ein seltsames rotes Licht beleuchtete gespensterhaft eine Brigg von asteriumlicher Bauart, die in kaum zweihundert Yards Entfernung lautlos wie ein Gespenst vorüberzog. Deutlich, zum Greifen nahe, hoben sich Masten, Räden und Segel vom bestirnten Nachthimmel ab. Menschenleer war das Deck des Unheimlichen, nicht eine Seele erblickte man an Bord.“

Natürlich kam nun bei uns alles in Bewegung. O'Connor, unser Erster Offizier, rannte sogleich nach hinten, aber da war bereits keine Spur mehr von dem Schiff zu sehen, obwohl es sich inzwischen höchstens hundert Yards entfernt haben konnte. Spurlos verschwunden war und blieb es, als hätte es die Hölle eingeschluckt. Und genau eine Stunde später ließ sich ein gräßlicher Schrei, der letzte Laut eines Menschen in Todesnot, zusammenfahren.“

Bob Bateman, der erste, der den fliegenden Holländer gesehen und gemeldet hatte, war von der Vorderbramse abgestürzt und lag bis zur Untertafel zerstückelt auf Deck. Am nächsten Morgen gaben uns die Schiffe „Tour maline“ und „Neopatra“, die hinter uns fuhren, Zeichen, um zu fragen, ob auch wir das merkwürdige Licht bemerkt hätten. Auf unserer „Bachante“ allein waren es genau dreizehn Personen, die den unheimlichen Segler gesehen hatten.“

Sie jähnte nach Luft. Setzte sich. „Wegen dem! Hegerannt wie eine Wilde bin ich, alle Knochenbrüche im Kopf, die eins kennt, und da liegt und liegt Liebesgeschichten!“

Sie zog ihm das Tuch von der Stirn. „Keine Wund nit?“

„Möchtest alsdann lieber, ich wäre totgeblieben?“ fragte der Adam ruhig.

„Neb mit soviel. Tot? Leben sollst. Aber richtig leben. Herrgott, so ein Mann. Die Leut schaffen, und du legst dich her —“

„Adam heißt du. Und so mußt heißen. Der im Paradies, der muß von der gleichen Art gewesen sein. Kein Truß, kein Wollen. Der konnte sich freilich nicht wehren gegen die Schwerter, rein ohnmächtig war der. Darum hat er auch rausgemußt. Und wir habens Elend.“

„Gib kein Obacht, Stasi. Das stimmt nimmer. Denn ich, wenn ich der Adam war gewesen, ich hätte doch den Apfel genommen.“

Er lachte ein wenig aus den blauen Augen über die kleine, schaffige Frau hin.

„Necht hast. Mit mal dazu tät's langen bei dir. Na, alsdann verschlaf dir's.“

Sie ging heim, und er funierte. Das war gewiß schon ein Gutes. Versuchen konnte ihn ihr keiner. Wenn's aber ihr gelingen sollt, ihn aus dem Traum zu hegen, und er brauchte alsdann seine blauen Augen in der richtigen Weis, das heißt, vor der unrichtigen Adress. Herrgott, wer konnte denn wissen — bei so einem Mann.

Das tat ihr einen Ruck. Und sie beschloß bei sich, in dieses Handwerk nicht zu pfuschen und den Adam zu belassen, wie er von Gott nun halt geschaffen war.

„Ach! —“ Jack Mainwaring war der Ausruf erschöpft. Nun war ja die Schurke des Alten geklärt. „Und wie ging es weiter?“

Der alte Seemann sah versunken in eine Ecke des halb dunklen Raumes, es wirkte ihm irgend etwas in der Seele und hinderte ihn kurze Zeit weiterzusprechen.

„Bob Bateman, meinem guten Freund, der einen Seemanns Tod gestorben war, wurde natürlich auch ein christliches Seemannsbegräbnis zuteil. Wir widelten seine sterbliche Überreste in den Union Jack, die Jüngsten traten an in Reich und Glüd, unser Schiffsapfarrer hielt eine salbungsvolle Rede, von der wohl keiner etwas behalten hat, sah uns allen doch der Schreck noch zu sehr in den Gliedern. Dann senten wir den Toten mit einem stummen Gebet hinab in die unergündliche, geheimnisvolle Tiefe des Meeres“, wie es in den rührseligen Seemannsgeschichten immer so schön heißt.

Natürlich waren auch unsere drei Sobetten, wie sich denken läßt, ziemlich betreten.“ „Die erklären Sie sich den Vorfall? Glauben Sie an eine übernatürliche Erscheinung, Kapitän?“ fragte Prinz Albert unseren Alten. Der nickte kurz. „Ja, es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt.“

Der teuflische Fahrstuhlführer

Sehn Jahre ist die Tochter der alten Bäuerin Erbszinta in Krakau verheiratet, aber die Mutter getraute sich immer noch nicht, die weite Reise nach der großen Stadt zu unternehmen — fünf Stunden mit der Bahn muß man fahren, über sieben Wäde und Flüsse, über sieben Berge und Hügel — das ist eine Reisel! Aber dann, als endlich das erste Entsetzen eingetroffen war, da saß die Großmutter sich einen Mut, und nun ist sie in Krakau, der großen Stadt mit den hundert Kirchen. Und da geschieht das Unglück! Die Tochter führt ihre Mutter in ein Kaufhaus, will ihr die Treppen ersparen, steigt mit ihr in den Fahrstuhl. Aber als sich der Aufzug in die Höhe hebt, glaubt die alte Frau es mit satanischem Blendwerk zu tun zu haben, schlägt wild mit dem Regenschirm auf den Fahrstuhlführer ein, der doch der Teufel in Person sein muß, und geht auch auf die Tochter los, die sie beruhigen will. Es bleibt nichts übrig, als Ärzte und Wärter zu rufen, die Alte in ein Krankenhaus bringen zu lassen und ihr geistlichen Zuspruch zu holen.

Das Skelett Richards III.

Lange Jahre glaubte man, die Leiche des englischen Thronrainers Richards III., der zahlreiche seiner Nebenbuhler auf dem Thron durch Mordhand beiseiteräumen ließ, sei nach seinem Sturz von der erbitterten Volksmenge in einen Fluß geworfen worden. Nun aber stellt sich bei Abbrucharbeiten an einer verfallenen Kapelle in Leisten heraus, daß der Leichnam des Königs Mörders doch beigesetzt wurde, denn in einem Weisarg fand man ein Skelett, das man nach dem Urteil von Sachverständigen für die letzten Überreste des in der Schlacht bei Bosworth gefallenen Richard Gloucester halten muß. Der Schädel zeigt außerordentlich starke Kiefer und eine zurückstehende Stirn. Das Hüftgelenk des gekrümmten Königs zeigt deutliche Spuren von Entartung.

Merkwürdiges Mittel zum Zweck

Eine reiche alte Engländerin, die sich in einem spanischen Städtchen niedergelassen hatte, war entsetzt, als sie die Grausamkeit beobachtete, mit der die Spanier ihre Tiere behandelten. Sie wandte sich an den Bürgermeister des Ortes und bewog ihn, die Gründung eines Tiergeschützes durchzuführen. Eine beträchtliche Summe stiftete die alte Dame als Grundstock des Unternehmens, der Rest sollte durch Wohltätigkeit eingebracht werden. Nach langem Überlegen beschloß die Stadtväter als Wohltätigkeitsveranstaltung, die am meisten Geld einbringen würde, einen — Stierkampf aufzuführen. Worauf die alte Engländerin den Fall als hoffnungslos aufgab und abreiste.

MODE UND HEIM

Launen der Mode

Es geht um den Kopf...



H. Müller

Die Mode der kleinen, historisch anmutenden Hüthen zwingt uns, der Frisur wieder mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Praktischer sind ja gewiß die breitrandigen Hüte, unter denen man auch einmal die weniger gut gelegte Frisur verbergen kann. Die Tagesfrisur bevorzugt heute eine glatte, freigelegte Stirn. Das kleidsame, jugendliche „Minnesängerköppchen“ ganz reizend, besonders, wenn seitlich über dem Ohr noch ein paar zierliche Lockchen herausschauen. Für den Abend wird das Haar zunächst aufgekämmt und dann die Locken weicher und höher am Kopf aufgerollt. Hier zieht man gern eine glatte Welle seitlich in die Stirn, umrahmt von einem geflochtenen Seidenband — aus dem Material des Kleides — das sehr kleidsam und nicht ganz so anspruchsvoll ist wie ein Diadem, daher vor allem für junge Mädchen zu empfehlen ist. Die ältere Dame trägt natürlich den möglichst glatt frisierten Kopf — das weggestrichene, tadellos glatte Haar läßt das Gesicht schmaler erscheinen — und kramt ein paar zierliche Lockchen über die Ohren und seitlich auf die Stirn.

Der Hausarzt rät:

Voricht bei Nasenbluten!

Dem Nasenbluten wird meist keine besondere Bedeutung beigemessen. Schließlich tritt es bei den gefährlichsten Leuten auf, und man macht sich keine Kopfschmerzen darum. Gelegentlich und sehr selten auftretendes Nasenbluten verdient auch keine weitere Beachtung. Man legt ein kaltes, nasses Tuch auf den Nacken, ein gleiches über den Nasenrücken oder bringt das Blut zum Stillstand, indem man die Fußsohlen in kaltes Wasser taucht. Läßt die Blutung nicht sehr bald nach, so läßt man einen halben Kaffeelöffel Salz in zwei Eßlöffel Wasser und trinkt diese Lösung. Bei Kindern, die manchmal öfter an Nasenbluten leiden, wirkt meist das kalte Fußbad am besten und schnellsten.

Anderes liegt der Fall, wenn das Nasenbluten häufiger auftritt und vor allem in geringeren Abständen. Dann ist es in jedem Falle ratsam, die sehr störende Erscheinung dem Arzt mitzuteilen, der bald Abhilfe schaffen wird. Oftmals handelt es sich um ein kleines Blutgefäß in der Naseninnenwand, das verletzt ist und das der Arzt unschwer ein für allemal beseitigen kann. Häufig aber ist wiederholtes Nasenbluten auch das äußere Kennzeichen innerer, unerkannter Leiden, die der Arzt feststellen und behandeln kann; beispielsweise leichte und schwere Fälle von Blutmangel, Nieren-, Herz- und Leberleiden sowie bei älteren Personen Arterienverfälschung. In all diesen Fällen sollte man das Nasenbluten nicht so leicht nehmen und lieber dafür sorgen, diese Warnungssignale der Natur rechtzeitig zu beachten!

Praktische Winke für die kinderreiche Frau.

„Ihre Kinder sehen so ordentlich aus!“

Daß die Kinder immer ordentlich aussehen? Ganz einfach — man hält sie sauber und sorgt von vornherein dafür, daß ihre Kleidung auf Zuwachs berechnet ist. Das soll nicht heißen, daß die Kinder in viel zu weite Sachen gesteckt werden mit dem tröstlichen Bemerkens, „sie werden schon hineinwachsen“. Das mag für die Mutter eine angenehme Vorstellung sein, den Kindern aber wird es viel Sport und Rederein eintragen. Nein, man legt in jedes Kleidchen, in jeden Mantel außer dem reichlichen Kleideraum unten noch eine breite Querspalte über das Leichen wie einen Gürtel und einen doppelten Einschnitt in die Seitennähte. Man braucht diesen Stoff dann bei Bedarf nur zentimeterweise auszufalten.

Was tun Sie, wenn...?

wenn man vermeiden will, daß sich auf der abgekochten Milch eine Haut bildet? Man deckt sofort nach dem Kochen ein mehrfach zusammengefaltetes, nasses Tuch auf den Topf.

wenn man Mehl für flüssige Teige — Eierkuchen beispielsweise — verwenden will? Man läßt es einige Stunden zuvor in kaltem Wasser eingeweicht stehen, weil es dann quellen kann und sowohl ausgiebiger als auch leichter verdaulich wird.

Selbstverständlich kauft man nur waschbare Stoffe. Im Sommer die bekannten leichten Stoffe, im Winter Flanell und Waschseide oder ähnliches. Die hellen Aufschläge, die die meisten Kinderkleider so hübsch sauber erscheinen lassen, fabriziert man immer in doppelter Ausführung und natürlich nur so, daß sie unabhängig vom Kleiden gewaschen werden können. Sie werden nicht eingenäht, weil das viel zuviel Zeit rauben würde, sondern mit vier, fünf Knöpfen aufgetupft. Das können die Kleinen bald selbstständig machen.

Überall, wo „gefährdete“ Stellen am Mittel sind, legt man gleich beim Nähen von links eine doppelte Lage Stoff unter, so auf der Sitzfläche, bei Hosen auf den Knien und überall, wo Knöpfe sitzen sollen. Es hält dann alles doppelt so lange, und selbst abgerissene Knöpfe ziehen nicht gleich den ganzen Oberstoff in Mitleidenschaft.

Die Aufhänger für Mäntel und Jacken näht man aus alten Lederhandschuhen, indem man fingerbreite Streifen röhrenartig zusammenfügt. Solche Aufhänger sind widerstandsfähiger als andere aus Stoff. Wenn man solche Kleingefahrten beachtet, können die Kinder ohne große Qual für sich und die Mutter meist ordentlich und sauber aussehen. Sie leiden ja selbst darunter, wenn man sie zwingt, mit unpassenden, ererbten oder ansehnlichen Sachen in die Schule zu gehen.

„Alle Jahre wieder...?“

Festliche Gestaltung der Vorweihnachtszeit

Die erwartungsvolle Stille der Vorweihnachtszeit ist erfüllt von dem Zauber der großen und kleinen Geheimnisse, der Vorfreude des Gebens und Nehmens und der Vorbereitungen auf das schönste und poetischste Fest.

Die langen Abende vereinen die Familie am Wohnzimmerkamin. Im Schein der Lampe werden erste Vorbereitungen für das große Fest des Schenkens getroffen. Es ist niemals zu früh, damit zu beginnen. Und es geht ja nicht nur um die eine Versicherung im Familienkreis: es gibt so viele Notleidende zu erfreuen, und das Winterhilfswerk rechnet damit, daß jede Hausfrau und Mutter nach Kräften beisteuert, die große, umfassende Weihnachtsbescherung des ganzen Volkes zu ermöglichen.

Kinderhände beginnen mit dem Herichten von Spielzeug, mit dem Basteln von Christbaumschmuck. Die Laubjäger der Knaben hat heiße Arbeit — so viel kleine Tannenbäume und Engeln, Krippenfiguren und Puppentubchen sind auszuführen. Farbige und goldene Filzstücke liegen bereit, um die laubjägernden Holzfiguren anzumalen und herzurichten für die kleinen Stützen. Sehr hübsch sind für das Kinderzimmer hölzerne Adventskronen, zwischen

den Lichtern mit Märchenfiguren besetzt. Sie haben den Vorteil, nicht so leicht Feuer zu fangen. Auch eine Krippe muß gebaut werden, ein richtiges Bauerhüttchen mit Stall und Schafherde, damit die alten Figuren unter dem Christbaum zur schönen Gestaltung kommen.

Höhepunkte der weihnachtlichen Vorbereitungszeit bilden die Festerkünden, in denen Vater oder Mutter alte Märchen erzählen und berühmte Weihnachtsgeschichten vorlesen. Eine Wunderwelt tut sich den Kinderherzen auf und erfüllt sie mit Ehrfurcht und Freude. Hausmusik ertönt! Die herrlichen, alten Lieder, und gerade die weniger bekannten aus vergangener Zeit, werden hervorgehoben und mit den Kindern geübt. Über die verschiedenen Festtage der Vorweihnachtszeit, für den Nikolaustag, die Adventssonntage und schließlich das Christfest selbst gibt es reizende, leichte Festspiele, die die Kinder mit Freude einstudieren. Denn die Kleinen sind nun einmal leidenschaftliche und meist sehr gute Schauspieler. Die deutsche Literatur bringt uns auf diesem Gebiet reiche Auswahl. Für groß und klein werden allerdings die echten, alten Märchenstücke mit ihrer zauberhaften, weihnachtlichen Poesie am genussreichsten sein. Man wird ihnen daher vor den modernen Spielen den Vorzug geben.

Damit wird Weihnachten wieder zum wahren Fest der deutschen Familie. Man darf von „Stimmung“ sprechen, man darf sich freudig dem ganzen Zauber der frohen Vorarbeit und Erwartung hingeben. Das Fest, das die Wahrheit des Wortes vom Geben, das seliger denn Nehmen ist, befestigt, will uns ganz gefangen nehmen. Denn Freude bereiten heißt ja nicht, sich in ungeheure Unkosten stürzen! Um echte Freude zu bereiten, braucht es Herz und Gemüt. Mit liebevollen Gedanken sich einfüllen in die geheimen Wünsche eines andern und sie zu erfüllen versuchen — auch das gehört zu den Aufgaben der Vorweihnachtszeit!

Dann werden die Kleinen mit leuchtenden Augen beim Honigkuchenbaden helfen, dann werden sie ungeduldig die Blätter ihres selbstgebastelten Adventskalenders allmorgendlich abreißen, dann wird der Jubel unendlich sein, wenn Süßigkeiten und kleine Überraschungen sich im Schuh befinden, dann wird die Familie in glücklicher Stimmung geeint sein in Erwartung des schönsten des anmutigsten Festes!

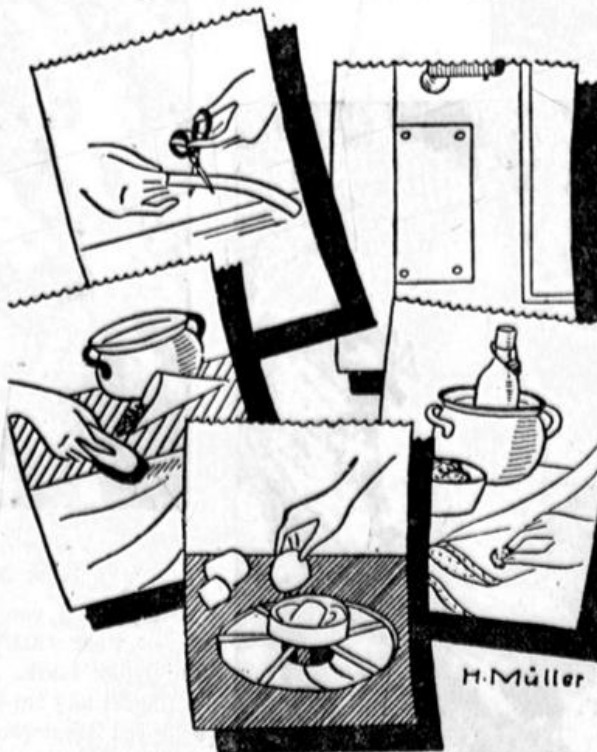
feinen Pinsel auf das Gesicht auf. Wir können zuvor dem Schaum noch ein paar Tropfen Zitronensaft zusetzen, um die Wirkung zu erhöhen. Das Eiweiß verhärtet rasch und bildet eine „Maske“. Damit angetan, legen wir uns fünf bis zehn Minuten ruhig und ausgestreckt mit geschlossenen Augen ins dunkle Zimmer. Bitte, ganz entspannen! Nach zehn Minuten kann man mühelos die primitive Maske mit einem in Ei getränkten Wattebausch entfernen und wird erstaunt sein über die rosige Farbe der Haut und die gestrafften Gesichtsmuskeln.

Eiweiß aussuchen in fünf Minuten.

Warum nicht ein wenig natürliche Verjüngung versuchen? Keine Medikamente und keine Pasten, deren Zusammenfügung man nicht ergründen kann. Aber ist vielleicht ein wenig Eiweiß beim letzten Stoßen zurückgeblieben? Wir brauchen ungefähr den dritten Teil des Weißes von einem durchschnittlich großen Ei, schlagen es locker auf — nicht ganz schaumig — und tragen es mit einem

Das praktische Heim

Hilf dir selbst, Hausfrau!



H. Müller

Häufig braucht die Hausfrau für besondere Arbeiten, für Obst oder Gemüseputzen beispielsweise, einen Fingerschutz. Ein Stück vom alten, unbrauchbaren Gasschlauch tut in solchen Fällen gute Dienste. Und der ewige Ärger mit den Schmutzfingern, unterhalb der Türgriffe fällt fort, wenn man Wachstuchreste, die vom Beziehen der Küchentische übriggeblieben, in hübschen, rechteckigen Stücken an der Griffstelle mit weißen Reißstiften befestigt. Die Reinigung ist dadurch sehr erleichtert — Schmutzreste nicht fortwerfen! Wir brauchen sie zum Reinigen der Kleider beispielsweise, wenn Jackenfutter von Herrenkleidung mit leicht im Wasserbade erwärmtem Spiritus abgerieben wird. Wollkleidung wird mittels einer Bürste strichweise mit einer Abkochung von Quillajarinde gereinigt, und Seifenreste können auf der Flamme in einer leeren Konservendose zusammen geschmolzen werden und in der Küche noch gute Dienste tun.

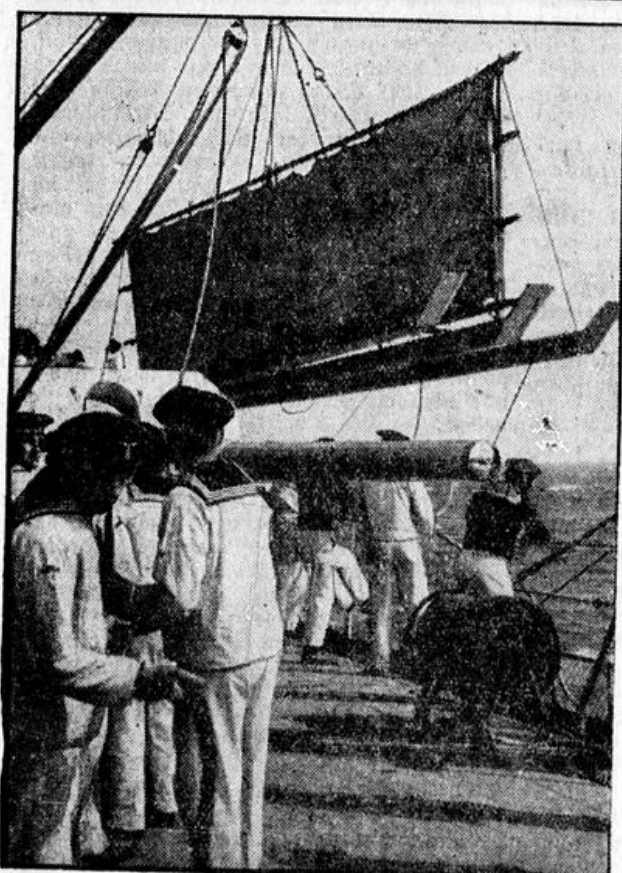
Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro)



Der Oberbefehlshaber des Heeres vor dem Berliner Wachregiment

Der Oberbefehlshaber des Heeres, General der Artillerie Freiherr von Fritsch, reitet die Front der Wachtruppe ab. Von links: Stadtkommandant Generalleutnant Schaumburg; der Kommandierende General des III. Armee Korps, Generalleutnant von Willeben; General von Fritsch und der Kommandeur der Wachtruppe, Oberleutnant von und zu Gilsa.



Zum ersten Male auf großer Fahrt

Nun haben auch unsere jungen Rekruten der Kriegsmarine einige Erlebnisse hinter sich. Auf ihrer Atlantikreise mit den Panzerschiffen „Deutschland“ und „Admiral Scheer“ hatten sie Gelegenheit, neben den Anforderungen des praktischen Dienstes das Meer und ein Stück Welt fernenzulernen. Unser Bild: Ausfahren der Vordrüse für die Schießübungen.



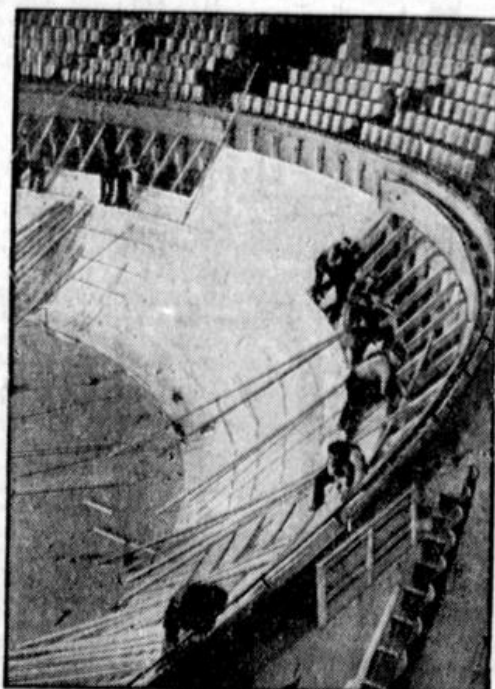
Generalfeldmarschall v. Madenjen 86 Jahre

Am 6. Dez. feierte Generalfeldmarschall von Madenjen seinen 86. Geburtstag.

Bild links: So einfach ist das nicht, wenn Herr Pelikan Toilette macht.

Die Deutschlandhalle als Winterkampfschätte

In der kürzlich eingeweihten größten und schönsten Halle Europas, der Deutschlandhalle in Berlin-Gesundbrunn, werden Vorbereitungen für den ersten Kaderntag getroffen, der am Wochenende stattfindet. Das Hauptereignis ist ein 100 Kilometer-Mannschaftsrennen und die Teilnahme der Nationalmannschaft der Bahnfahrer.



12 Jahre Sprechchor der Universität Berlin

Schlussbild von Goethes Faust: Erscheinung der Wal. Glorioja (Annemarie Looße). Der Sprechchor der Berliner Universität wurde im November 1923 von Dr. Leyhausen gegründet und hat sich im Kampf gegen die Verflachung des deutschen Theaters und durch die Wiederbelebung des großtätigen deutschen Dramas große Verdienste erworben.



Die Reichsstraßen-ammung für das BgB

Oben links: Reichshandwerksmeister Schmidt mit der Sammelbüchse unter den Linien. Rechts: Im weißen Kittel unterwegs.

Unten: „Das Zimmerflätschen“, das auf dem Leipziger Platz eine Menge von Gefreudigen anlockte.

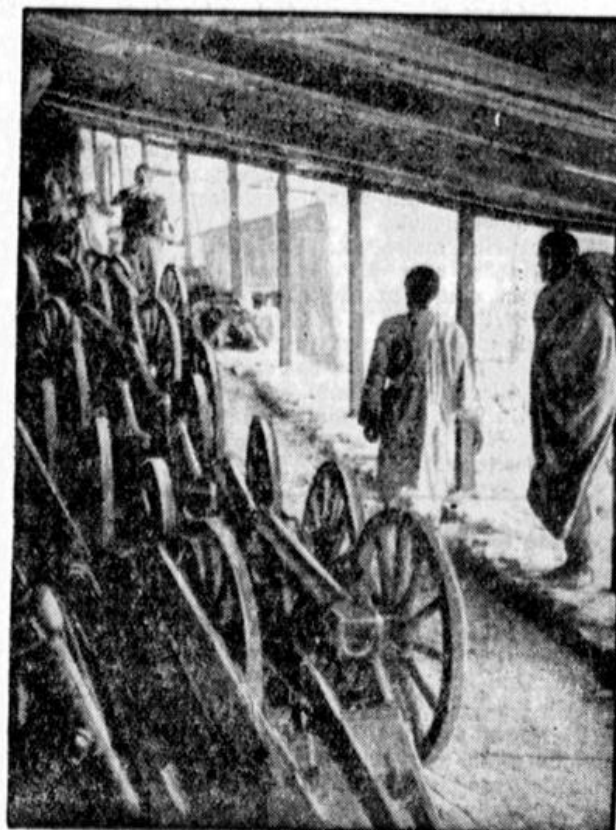
Bild rechts: Eine schwierige Prüfung für Motorräder

war die Geländefahrt bei Jorham (Südbengland), bei der eine 60 Kilometer lange, fast völlig aufgeweichte Strecke in einer Stunde 15 Minuten durchfahren werden sollte. Nur ein Viertel der Teilnehmer erreichte nach 5 Stunden das Ziel.



Bild unten: Erbeutete italienische Geschütze im Kaiserpalast von Addis Abeba

Siebzehn bei Addis erbeutete italienische Geschütze wurden in den Kaiserpalast von Addis Abeba gebracht und dort unter strenger Bewachung öffentlich im Hofe aufgestellt.



tags.
verfied
heftig
Es w
etwa
Kind.
Weib
alle dr
schliche
in ein
sehend
Pferde
und w
und so
Zeit n
über d
D
Tetst
born
Augen
denn
sind n
und ei
nach
Ziegen
welche
und
es sp
damit
schläft
damit
sch he
lamen
verwa
Pferd.
taufen
sich au
A
wegs
seinen
Auffia
alle d
Zija
und h
Bauer
unter.
bald
sofort
tosteln
bei P
Faus,
auch u
oooo

8
7
6
5
4
3
2
1

W
Spring
h 2.
Bauer

W
haben
Jubel
inder
haus



Die Geschehnisse wurden nicht und dort unter aufgestellt.



Spielplatz der Jugend

Jazzes neues Abenteuer

Der Mittagssnük

Es war um die Mittagszeit eines heißen Augusttages. Jazz und Bud hatten sich im Walde im Gras versteckt. Da hörten sie zwei grobe Menschenstimmen heftig schelten und das Weinen eines kleineren Kindes. Es war ein schmutzig aussehendes Ehepaar und ein etwa fünfjähriges Mädchen.

„Ich will zu meinen Eltern zurück!“ weinte das Kind.

„Wirst du bald wohl den Mund halten“, schrie das Weib und stieß das Kind in den Rücken. Damit waren alle drei an Jazz und Bud vorübergegangen. Diese aber schlichen hinterher und sahen das Ehepaar mit dem Kind in einen Seitentweg abbiegen, wo ein verkommen aussehender Wohnwagen stand, mit zwei müden, mageren Pferden davor. Das Weib rief die Tür vom Wagen auf und wollte das Kind hineinstoßen, allein es wehrte sich, und so kam der Mann, um seiner Frau zu helfen. Diese hielt Jazz schnell aus, trüffelte einen Pflanzensaft über die Pferde und murmelte dazu ein Sprüchlein.

Das Kind war nun im Wagen, und das Weib sagte: „Jetzt nur schnell fort!“ Und als Mann und Frau nach vorn zum Aufseherhof eilten, um aufzuklimmen, rissen sie Augen und Mund auf — und das taten sie mit Recht, denn was sahen sie statt der Pferde? Zwei Ziegen!

„Was ist das?“ flüsterte die Frau, „hier spukt's, wir sind nicht umsonst im Teufelsgrund!“

„Hier spukt's“, rief der Mann, „am hellen Mittag?“, und er lachte, daß er am ganzen Leibe bibberte.

„Es spukt am hellen Mittag so gut wie um Mitternacht“, schrie die Frau erbost, und als beide auf die Ziegen blickten wollten, was sahen sie da? — Zwei weiße Mäuse!

„Maus!“ rief der Mann, schob seinen Hut ins Gesicht und kratzte sich auf dem Kopf.

Die Frau frohlockte ordentlich: „Stehst du nun, daß es spukt? Nun mach's ins Dorf und Pferde gestohlen, damit wir hier bald fortkommen!“

„Was, am hellen Tage?“ rief der Mann.

„Ja, am hellen Tage“, ästete die Frau ihm nach, „da schläft der Bauer so fest in der Mittagsspanne wie nachts“, damit zog sie ihn am Nodarmel und schleppte ihn hinter sich her.

Als nichts mehr von ihnen zu hören und sehen war, kamen Jazz und Bud heraus aus ihrem Versteck. Da verwandelte Bud die eine Maus in das starke, mutige Pferd, das es war, ehe es gestohlen wurde.

„So, Jazz, nun sitz auf“, sagte Bud, „und laß es laufen, es kennt seinen alten Stall. Sorge, daß jemand sich auf seinen Rücken setzt und führe es hierher zurück.“

Also saß Jazz auf und hütschelte fort ging's, gradwegs hinein auf seinen alten Hof, wo Bauer Jahn mit seinen Leuten saß und die Suppe löschte. Das war ein Aufstand. „Hörst du, das ist ja unser Hans“, begrüßten alle das Pferd und wollten es in den Stall bringen, aber Jazz hielt es bald hier, bald da, so daß es nur so vorn und hinten ausschlug. Da sprang der junge Sohn des Bauern auf Hans, und im Nu waren sie vom Hof herunter. Jazz lenkte das Pferd, indem er es bald links, bald rechts am Mundwinkel zog, und der Hans wußte sofort Bescheid. Der junge Bursche verlor Hut und Pantoffeln, so rannte der Hans, und da waren sie auch schon bei Bud, und da stand auch schon der Knecht vom Hans, beide Pferde begrüßten sich mit lautem Wiehern.

„Na, nu erleb' ich was“, rief der Bursche, „da ist ja auch unser Peter!“

Dazu rief eine Stimme aus dem Wagen: „Ach, Bruder, lieber Bruder, hilf mir hier heraus!“

Der Bruder schlug die Wagentür ein, und Bruder und Schwester fielen sich in die Arme. „Oh, zwei Jahre haben wir nach dir gesucht, wie werden sich die Eltern freuen!“ rief der Bruder. Dann machte er das alte Zaumzeug, das auf der Erde lag, zurecht, nahm die Schwester vor sich aufs Pferd und das zweite am Halfter, und fort waren sie.

Jazz und Bud freuten sich wie die Schneekönige, da hörten sie Stimmen und sahen blanke Knöpfe durch das Unterholz blitzen.

Es kamen drei Personen — das schmutzige Ehepaar und der Ortsgendarm. „Also hier spukt's“, sagte er.

„Ja“, führte das Weib das Wort, „erst waren es Pferde, dann Ziegen und zuletzt weiße Mäuse!“

„Ja“, sagte der Gendarm, „und dann wolltet ihr Pferde beim Bauern Marten stehlen und dabei erwischte ich euch — so war's.“

„Aber denkt doch — erst Pferde, dann Ziegen und zuletzt weiße Mäuse!“ sagte die Frau.

„Ja, ja, das kommt vor, namentlich wenn man oft Schnaps trinkt. Ich will euch mal was sagen, ihr seid sinnlos betrunken gewesen, alle beide. Ihr kommt ja Bauer Marten auf Arbeit, der müht morgen, und da sollt ihr arbeiten, daß euch die Schwärze fracht, dann werdet ihr keine weißen Mäuse mehr sehen!“ So sprach der Gendarm und zog ab mit ihnen.



Jazz wirbelte alle Bußschlumen kahl vor Freude, und Bud schlug einen Purzelbaum nach dem andern.

Ernte von alten Holzpfehlen

Miesmuscheln werden gezüchtet — Früchte des Meeres

Die Miesmuscheln, die sich namentlich in Frankreich und Italien großer Beliebtheit erfreuen, liefern eine gesunde und billige Kost. Aber auch an unserer Nordseeküste ist man diese Muschelart gern, die an verschiedenen Uferstellen, wie in der Kieler und der Apenrader Bucht, in



Der Miesmuschelfang im Watt.

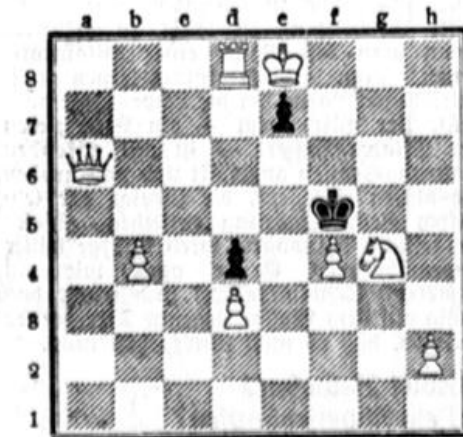
großen Mengen künstlich gezüchtet wird. Dort werden Büsche, namentlich Erlen, von drei bis sechs Meter Höhe an Stellen des Meeresgrundes eingetrieben, wo sie auch während der Ebbe unter Wasser bleiben. Die sich ansetzenden Muscheln sind nach drei bis fünf Jahren ausgewachsen und werden den ganzen Winter hindurch geerntet, wobei die Stämme mittels eines Pantanaus zum Boote des Fischers hinaufgezogen werden.

Die eßbare Miesmuschel, die mit ihren gleichen, tellerförmigen, meist einfarbig violetten Schalen recht appetitlich aussieht, hat die Eigentümlichkeit, aus der sogenannten Vossdrüse einen klebrigen Stoff abzusondern, dessen Fäden außerordentlich fest sind. Die stärkste Strömung und Brandung kann ihnen nichts anhaben. In jenen Ufergegenden, wo starke Ebbe und Flut herrscht, siedelt sich die Muschel in der Ufergegend an, die zeitweise bloßgelegt wird. Wo aber die Gezeiten keinen großen Höhenunterschied haben, siedelt sich die Miesmuschel etwas tiefer an, so daß sie immer vom Wasser bedeckt bleiben. Es haben sich daher, je nach der Beschaffenheit der Uferstellen, wo das zahlreiche Vorkommen von Miesmuscheln sie zur Anlage von künstlichen Wohnplätzen anlockt, verschiedene Verfahren dafür entwickelt. Die Muschelbäume der Kieler Bucht, die von den Dittbrooker und Eckenbeker Fischern auf den zu ihren Häusern gehörenden Plätzen unter Wasser nebeneinander gepflanzt werden, bleiben fast immer unsichtbar, und nur bei anhaltendem Westwinde, der viel Wasser aus der Bucht herausreibt, ragt sie und da die Spitze eines Baumes über den niedrigen Wasserspiegel heraus.

Bei La Rochelle gegenüber der Insel Ré, an der französischen Küste, werden vom Ufer aus lange Reihen von Pfehlen in den Meeresboden eingerammt, die paarweise gegen das Meer hinaus sich verengen; diese werden durch Flechtwerk zu 200 bis 300 Meter langen und zwei Meter hohen Dämmen miteinander verbunden. Weiter hinaus sind nur einzelne stärkere Pfehle eingerammt. An diese setzt sich die schwärmende Muschelbrut an und erreicht im Juli Bohnengröße. Man löst sie dann mit einem Eisen ab und verpflanzt sie auf das Flechtwerk, wo sie sich alsbald wieder festspinnen.

Auch in der Bucht von Viguillon im französischen Departement Vendée wird die Miesmuschel auf diese Weise gezüchtet. Die Fruchtbarkeit der Miesmuschel, die bis zu acht Zentimeter lang wird, ist außerordentlich. So hat man festgestellt, daß an einem Badesloche, das vom 8. Juni bis 14. Oktober in der Kieler Bucht gelegen hatte, alle unter Wasser befindlichen gewaschenen Teile so dicht mit Miesmuscheln bedeckt waren, daß 3000 Stück auf einen Quadratmeter kamen.

Schachaufgabe



Matt in vier Zügen.

Kontrollstellung: 11 Figuren. Weiß (8 Figuren): König e8, Dame a6, Springer g4, Turm d8, Bauer b4, d3, f4, h2. — Schwarz (3 Figuren): König f5, Bauer d4, e7.

Buchstabenrätsel

Wenn wir so saßen in der „S“, Wie flog die liebe Zeit so schnell! Und seit ist sie brachete unter die „S“, Blühen wir immer noch gerne da.

Besuchstortenrätsel

Albin Griesse. Auch Umstellen der Buchstaben auf vorliegender Besuchstorte erfährt man, was der Inhaber, der sich auf einer Landpartie befindet, sich in dem von ihm aufgesuchten Gasthaus zur Erfrischung geben ließ.

Silberrätsel

Aus den 21 Silben:

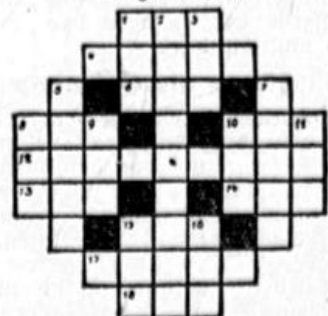
a — bolst — dar — de — en — fen — heim — hen — ho — hoch — i — ler — ma — no — rell — sa — se — stab — stau — ti — to

Sind acht Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden:

1. Stadt in Holland
2. Deutscher Dichter
3. Stadt in Oldenburg
4. Stadt in Italien
5. Stadt in Estland
6. Stadt in Hessen-Kassel
7. Geigenbauer
8. Herrschergelecht

Die Anfangsbuchstaben dieser Wörter von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ergeben eine Lebensart.

Kreuzworträtsel

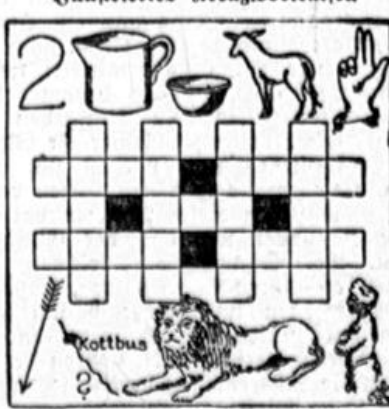


Von links nach rechts: 1. Konfiskator, 4. ungeordneter Zustand, 6. Vergewalt, 8. geschlechtlicher Frauennamen, 10. Abschiedsgruß, 12. Stadt

In Thüringen, 13. andere Bezeichnung für Lebensende, 14. Stadt in Südtirol, 15. altes Gewicht, 17. Person aus der „Jungfrau von Orleans“, 18. natürliches Wasserbeden.

Von oben nach unten: 1. Ausruf des Erstaunens, 2. Stadt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 3. männlicher englischer Personenname, 5. Name aus der griechischen Mythologie, 7. weiblicher Personenname, 8. Behörde, 9. spanischer Held, 10. türkischer Titel, 11. weiblicher Personenname, 13. Antikstein, 16. Getränk.

Illustriertes Kreuzworträtsel



Die in die waagerechten und senkrechten Reihen einzutragenden Wörter sind den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Rätsel

Beim Bauern pide ich Butter; Beim Bäcker schinde ich Butter.

Auflösungen aus voriger Nummer

Lösung: Turm a1—e1.

Schwarz muß den Turm d4 schlagen, worauf Weiß mit dem hübschen Zug antwortet e2—e4. Schwarz ist wiederum in Zugzwang und muß en passant schlagen. Nun folgt zwangsläufig Turm e1—d1 und matt.

Rätselsprung: Nebus

Man beginnt mit dem obersten Feld links mit Ablesen und fährt dann in der bekannten Art weiter fort. Das ergibt: „Es ist leichter zu tadeln als besser zu machen.“

Silberrätsel

1. Tibet, 2. Uslar, 3. Gaudan, 4. Erwerb, 5. Reide, 6. Dapfana, 7. Schmollis, 8. Tunnel, 9. Gva, 10. Kagat, 11. Trappe, 12. Hambach, 13. Oche. — Jugend sieht höher als Geburt.

Die verschwundene Dame

Die Dame, die das Podium betrat, war in Wirklichkeit ein Herr. Sie trug unter dem leichten Kleid ebenfalls einen Frack, dazu einen Klapphut unter dem Damenhut. Hinter der spanischen Wand sah sie schnell das leichte Kleid herunter, wickelte es zusammen und steckte es in den Hut. Die anderen Kleinigkeiten, wie Taschentuch usw., ebenfalls der Damenhut, wurden zusammengepackt, und jeder der befragten Herrn verstaute ein Teil in seinem Hut. Als befragter Herr verließ die Dame das Podium. Niemand hatte die Herren gezählt, als sie das Podium betreten.

Kreuzworträtsel

a) Von links nach rechts: 1. Siegfried, 2. Olga, 10. Ende, 11. Metz, 12. Elen, 13. Maria, 14. Sara, 15. Rebe, 19. Jun, 21. Wiesbaden, 23. Elia, 24. Bern, 25. Gelee, 26. Rot. — b) Von oben nach unten: 1. Sommerweid, 2. Alia, 3. Eger, 4. Gaja, 5. Nees, 6. Antanber, 7. Ger, 8. Denar, 16. Eile, 17. Veil, 18. Effe, 19. Jap, 20. Nere, 22. Aut.

Hand und seine Gattin

Leider hatte Hand das schwere Geschick einer unglücklichen Ehe zu tragen. In seinem Leben hatte es Zeiten gegeben, in denen der Zwiespalt so unerträglich war, daß die Eheleute es vorzogen, jahrelang voneinander getrennt zu leben.

Nun spielte in dem Leben Hand's der Kapellmeister Franz eine bedeutende Rolle, und zwar insofern, als er einer der Vertrauten des Meisters war und dessen Noten und Partituren seiner alleinigen Obhut unterlegen waren. Er hatte sich eben damit gemacht, alle diese wertvollen Schriftstücke und seine Bücher zu ordnen. Bei dieser Gelegenheit fiel ihm ein Bächchen Briefe in die Hände, gut verschürt und gut verpackt. Bei genauerer Untersuchung stellte er dann fest, daß es sich um stets von derselben Hand geschriebene Briefe handelte. Briefe, die unerschrocken geblieben waren. Er war sich zunächst nicht schlüssig, was er mit dem Funde beginnen sollte, und fragte schließlich den Meister. „Um Gotteswillen“, rief dieser erschrocken, „das sind ja die Briefe meiner Frau. Sie schreibt mir regelmäßig jeden Monat einen Brief; ich lese aber keinen einzigen. Wie Sie sehen, sind sie alle unerschrocken. Das geht ausgezeichnet. Mit meinen Briefen scheint sie es ebenso zu machen, und auf diese Weise bleiben wir im angenehmen Briefwechsel, ohne uns gegenseitig zu ärgern, was bestimmt nicht der Fall wäre, wenn wir sie lesen würden.“

Kein Hindernis.

Ehe: „Ich würde Herrn Venz gern heiraten, aber er ist ja halbtot.“

Vater: „Er, das ist doch kein Hindernis. Ein guter Ehemann muß sowieso vieles überhören.“

Korruption.

Vater, was ist Korruption?

„Wenn du einen Käse stiebst und gibst ihn dem Hugo zum Verwahren, der Hugo verkauft ihn für drei Mark an Emil, Emil holt ihn aus, stopft das Loch mit nassem Brot und verkauft ihn dann für vier Mark an Max, sieh, das ist Korruption.“

Glänzendes Geschäft.

„Wie geht es Emil?“

„Oh, der hat ein sehr glänzendes Geschäft; er verkauft nämlich Schuhglanzpasta.“

„Wie macht man eigentlich ein Netz, Fritz?“

„Das ist doch ganz einfach; man bindet eine Menge Löcher mit Strippe zusammen!“

Befolgter Rat.

„Mein Arzt hat mir empfohlen, beschneider zu leben.“

„Und hast du seinen Rat befolgt?“

„Sofort — ich habe mir vorerst einen billigeren Arzt genommen!“

„Du hast dir ein Grundstück gekauft? — Wie ist denn der Boden dort? Nichts als Sand, was?“

„Nein, im Gegenteil, bisher habe ich erst ein paar Quadratmeter im Garten umgegraben, und dabei fand ich drei Schubkarren voll Konjunkturbüchsen und alten Ziegelsteinen!“

Sa ist das Leben

Lustige Skizzen, nach der Natur gezeichnet



Vielles sieht auf den ersten Blick ganz anders aus, wie es sich in Wirklichkeit verhält.



„Wenigstens habe ich mir die Nummer gemerkt, 999.“



Das bezaubernde Gegenüber!

„Entschuldigung, meine Herren, könnten Sie vielleicht noch etwas zusammenrücken?“



Der praktische Geiger.

„Schlaf, Kindlein, schlaf.“



Der Stilllebenmaler hat zum Abendessen eingeladen!

Der Blutkreislauf wird besprochen.

„Wenn ich auf dem Kopfe stehe“, fragt der Lehrer, „läuft mir dann alles Blut in den Kopf?“

Fritz: „Ja, Herr Lehrer!“

„Soso. Warum läuft mir dann nicht alles Blut in die Füße, wenn ich auf den Beinen stehe?“

„Weil die Füße nicht hoch sind!“

Meister.

„Was für schöne alte Möbel Sie haben. Woher stammen die denn?“

„Aus meiner ersten Ehe!“

König und Waldarbeiter

Der junge König Carol von Rumänien hatte sich auf der Jagd im Walde verirrt. Er sprach, ehe die Dunkelheit ihn übergraschte, einen Waldarbeiter an und bat denselben um Beiseite.

Der Mann bot dem Verirrten sofort seine Begleitung an, was auch dankbar angenommen wurde. Unterwegs fragte der Waldhüter den jungen König, ob er wohl ein Offizier sei. Wenn ja, dann könne er ihm vielleicht einen Herzenswunsch erfüllen. „So lange ich denken kann“, meinte er, „wünsche ich mir, unseren jungen König einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Ein einziges Mal, so ganz in der Nähe.“ Carol lächelte und sagte: „Das kannst du unter Umständen heute haben, wenn wir noch rechtzeitig zu des Königs Jagdgesellschaft stoßen, so werde ich ihn dir zeigen. Achte darauf, welcher der Herren den Hut auf dem Haupte behält, der ist es.“

Nach Verlauf einer guten halben Stunde erreichte man das Jagdhäuschen, wo man schon unruhig nach dem König ausschaute. Als er sich den Herren seiner Jagd nahe, war natürlich große Freude, und jeder einzelne stand barhäuptig da in Erwartung des irre gegangenen jungen Herrschers. „Wer ist denn nun der König?“ fragte der Waldhüter seinen Begleiter, denn wie ich sehe tragen nur Sie und ich den Hut auf dem Kopfe, demnach sind Sie der König oder ich bin es.“ Lachend erkannte er nun, den er geführt und verneigte sich tief und ehrfürchtig vor seinem Herrn und König. M. C.

Ein reicher Londoner Kaufmann hatte vor Austritt einer Reise nach Südamerika eine Lebensversicherung in Höhe von 100 000 Pfund Sterling abgeschlossen. Kurz darauf fiel die Reibung ein, das Schiff, an dessen Bord er die Reise machte, untergegangen sei. Sein Name befand sich nicht auf der Liste der geretteten Passagiere. Vier Wochen später erhielt sein Bruder ein Telegramm des Inhalts: „Bin gerettet, wohl und munter; teile es meiner Frau schonend mit.“

Ein guter Sohn.

Frau Bente: „Unser Kasimir ist zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt.“

Frau Bente: „Sieh' mal an! Ja, ja, so ein guter Sohn ist doch ein schöner Trost im Alter.“

Auch ein Nutzen.

„Das Trinken verfrüht das Leben!“

„Ja, die Zeit vergeht schneller dabei!“

Ihr höheres Ziel.

„Sport ist doch immer nur Mittel zu einem höheren Ziel, Gnädigste!“

„Eben deshalb verheirathe ich nicht, warum verheiratete Frauen noch Tennis spielen!“

„Was hatten Sie denn mit Hartmeyer für eine erregte Unterhaltung?“

„Nichts Besonderes; er wollte 100 Mark von mir haben!“

„Aber der Mann schien Sie ja verhauen zu wollen! So führt man sich doch nicht auf, wenn man Geld gepumpt haben will.“

„Nee, nee — die 100 Mark habe ich mir ja vor vier Wochen von ihm gepumpt!“

Wald Feld und Heide

Ein seltsames Naturphänomen

Typischer Zauber nordischer Landschaft: bedeckender Schnee über weiten Ebenen, verwehte Last auf den Waldkronen, auf den Kirchturmspitzen einsamer Dörfer, auf dem Rasen des Vorgartens, auf den Abhängen und Bergen vor den Toren der kleinen Städte. Das leuchtende Weiß bedeutet schon dies: Winter, Ernteschlaf, Schutzdecke. Die Farbe ist charakteristischste Symbol einer Jahreszeit geworden. Denn immer bedeutet uns diese leuchtende Farbe Festliches. Du denkst an Weihnachten, Tannenbaum, alte Volkslieder. Und an das Feiertagskleid der Braut, des jungen Mädchens, an das schneeige Weiß des Tafeltisches. Ja, aber wie wäre es nun, wenn sich die Freudenfonie des Schnees plötzlich in einen düsteren Mollatford wandeln würde, wenn statt des lichten Weiß ein schwarzer Flor die Erde bedeckte?

Es müßte, nicht wahr, aussehnen, als ob Auf himuntergefallen wäre vom Himmel, als wollte man die Erde strafen, dokumentieren, daß für ein paar Monate ihr Blühen und Wachsen endet, daß sie eine Witwe sei, deren zierliches Gewand schwarz ist. Aber der schwarze Schnee ist kein Phantasiensputz, sondern eine neue Entdeckung der Forschung. In Alaska hat

man sein Auftreten beobachtet, und die Gelehrten waren insande, dieses seltsame Naturphänomen zu untersuchen.

Die ersten Beobachter dieser Schneearten waren Hochtouristen, die jedoch an eine Kata Morgana der Berge glaubten. Indes hat eine amerikanische Expedition auch die Ursache dieses Wunders ermittelt: kleine Lebewesen sind es, die das Schwarz des Schnees hervorruft. Zu Milliarden bevölkern diese winzigen Würmer die Gipfel des Hochgebirges und nähren sich von Algen, die ebenfalls in diesen Höhen vegetieren. Das Leben dieser Tierchen hat die gleiche Zeitdauer wie das der Eintagsfliegen. Bei Sonnenschein kriechen die Würmer aus ihren Eiern hervor, trabbeln zu Dimensionen im Schnee herum und färben ihn dunkel. Im Moment, da die Sonne wieder verschwindet, bohren sie sich tiefer in die Schneemassen hinein, so daß er wieder heller wirkt.

Sind Fische schmerzlos?

Zuweilen geschieht es, daß dem hohen Gerichtshof die seltsamsten Fragen zur Entscheidung vorgelegt werden; denen nur ein Salomonisches Urteil gerecht werden kann. In eine so bedrohliche Lage kam dieser Tage ein Richter zu Trier an der Mosel, der als letzte Instanz das wissenschaftliche

Problem lösen sollte, ob Fische Schmerzempfindungen haben.

Diesem aber ein Richter nur Zura zu studieren pflegt und nicht noch nebenher Tierheilkunde, so konnte er nur subjektiv von lebendigen Fischen auf dem Markte, ein alter Brand, der aber nach Ansicht der humanen Marktpolizei eine Tierquälerei schlimmster Art bedeutet. Auf Grund dieser Anschauung war ein Fischhändler, der lebende Fische verkaufte, mit einem Strafmandat belegt worden. Der Richter entschied gegen die Verordnung der Polizei, daß Fische gegen Schmerz unempfindlich seien, mit welchem Urteilspruch zwar die Gerichtszene endete, aber das Problem dennoch ungelöst blieb.

Der Blinddarm als Schwimmgürtel

Wer Gelegenheit hat, die vom Teichwirt so sehr gefürchtete Vismarratte einmal in der freien Natur zu beobachten, wird leicht eine überraschende Feststellung machen können: die Ratte ist insande, regungslos unterzugehen! Sie liegt in diesem Falle glatt ausgebreitet da und läßt sich etwa wie eine luftgefüllte Blase vom Wasser tragen. Auch durch Schuß getöte Vismarratten treiben in derselben Weise auf der Wasser-

oberfläche, ohne zu versinken. Die rätselhafte Erscheinung ist leicht zu erklären, wenn man den Bauch einer Vismarratte öffnet. Man erblickt sofort einen aufgetriebenen Darm, der die Leibeshöhle ausfüllt. Der Blinddarm — ein Keimgeleichen der Pflanzenfresser! — ist mit gärenden Nahrungsresten angefüllt und von großen Gasblasen durchsetzt, die infolge der lebhaften Zellatmung entstehen. Dieser gasgefüllte Blinddarm wirkt infolge seiner ungewöhnlichen Größe ganz wie ein „innerer“ Schwimmgürtel und macht das ruhig auf dem Wasser liegende Tier gerade so leicht, daß es nicht untergehen kann.

Wieviel Bewohner hat ein Ameisenhaufen?

Darüber, wieviel Einwohner wohl ein Ameisenhaufen durchschnittlicher Größe aufzuweisen hat, gingen die Ansichten der Gelehrten bislang weit auseinander. Die Schätzungen schwanken zwischen 30 000 und 50 000. Um die Frage auf exakt wissenschaftlichem Wege zu klären, hat ein großer Professor, G. A. Andrews, nun kürzlich eine regelrechte Volkszählung in einem Ameisenhaufen veranstaltet.

Er fand, daß der ganze, eine mittlere Größe aufweisende Haufen insgesamt genau 3239 Bewohner enthielt. Nicht weniger als 11 Königinnen teilten sich in der Herrschaft, ein Zeichen, daß die Ameisenkönigin wesentlich toleranter ist als ihre „Kollegen“ aus dem Bienenreich, die — wenn sie kann — die übrigen jungen Königinnen erdnungslos umbringen pflegt.